

stimme

Zeitschrift der Initiative Minderheiten

83

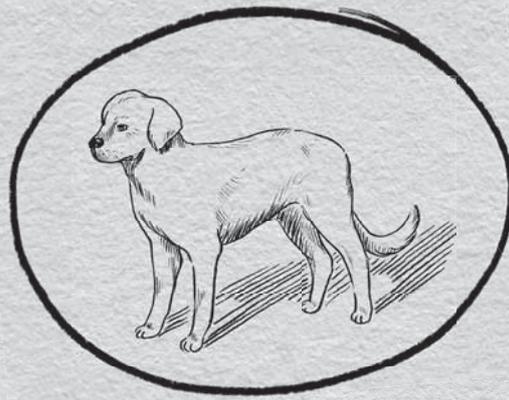
Sommer 2012

EUR 5,50

Austria, give me some noise!

„I am from Austria“
Identitätspolitik durch Musik
Kritische Ethnomusikologie
World-Music & Migration





Moses, 11
Schüler



Kübra, 19
Schülerin



Helga, 71
Pensionistin



Wien. Die Stadt fürs Leben.

So gerne will Moses mitten hinein ins saftige Grün. Wiesen sind für alle da, nicht nur für Hunde, meint Kübra. Helga mag Fleisch vom Grill, aber nicht den Küchenduft von nebenan. In Wien gibt es so viele öffentliche Grünflächen wie sonst kaum in Europas Großstädten. Parks, Schanigärten und Grillplätze – da findet jede und jeder den richtigen Erholungsort. Das macht Wien zur Stadt fürs Leben.

Mehr Infos zum Leben von Jung und Alt in unserer Stadt auf
www.stadtentwicklung.wien.at,
www.park.wien.at,
www.buergerdienst.wien.at

Stadt  Wien
Wien ist anders.



Impressum

STIMME ist das vierteljährliche Vereinsblatt der **Initiative Minderheiten** (Verein zur Förderung des Zusammenlebens von Minderheiten und Mehrheiten).

Medieninhaberin und Verlegerin: **Bürgerinitiative Demokratisch Leben**, Jahnstrasse 17, 6020 Innsbruck |

Tel.: (+43 512) 586 783

Herausgeberin und Redaktion: **Initiative Minderheiten** (Verein zur Förderung des Zusammenlebens von Minderheiten und Mehrheiten | ZVR-Zahl: 393928681) | Gumpendorfer Straße 15/13, 1060 Wien, Tel.: (+43/1) 966 90 01 | office@initiative.minderheiten.at | stimme@initiative.minderheiten.at

Chefredakteurin: **Gamze Ongan**

Redaktionelle Mitarbeit: **Vida Bakondy, Beate Eder-Jordan, Ursula Hemetek, Cornelia Kogoj, Anita Konrad, Helga Pankratz, Sabine Schwaighofer, Jana Sommeregger, Gerd Valchars, Vladimir Wakounig**

Kolumnen: **Hakan Gürses, Kahlauer, Erwin Riess**

Zeichnungen & Illustrationen: **Fatih Aydođdu, Hakan Gürses**

Grafisches Konzept und Artdirektion: **fazzDesign (Fatih Aydođdu)** | fazz@fazz3.net

Herstellung (Repro & Druck): **Donau Forum Druck Ges.m.b.H.**, Walter-Jurmann-Gasse 9, 1230 Wien | office@dfd.co.at

Verlags- und Erscheinungsort: **Innsbruck** | Verlagspostamt: 6020 Innsbruck

Anzeigen: **Helga Kovrigar** | office@initiative.minderheiten.at

Abo-service: **Kai Kovrigar** | abo@initiative.minderheiten.at

Jahresabo: **EUR 20,- Inland, EUR 30,- Ausland** (für Vereinsmitglieder kostenlos), Einzelpreis: **EUR 5,50**

Web: www.initiative.minderheiten.at

www.zeitschrift-stimme.at

Namentlich gezeichnete Artikel müssen nicht unbedingt die Meinung der Redaktion wiedergeben.

04 | **Aushang**
Kurzmeldungen

05 | **Editorial**
Austria, give me some noise!
Gamze Ongan

06 | **Stimmlage**
Sensationswut
Hakan Gürses

08–10 | **„Da Hofa“ woar’s ned!**
Fragmente österreichischer Popmusikgeschichte
Rosa Reitsamer und Rainer Prokop

11–13 | **Wider Ethnisierung und Kulturalisierung**
22 Jahre ethnomusikologische Minderheitenforschung – ein kritischer Rückblick | Ursula Hemetek

14–15 | **Musikalisch mehrsprachig**
Bi-Musikalität als Kommunikations- und Vermittlungsinstrument zwischen (Musik)Kulturen | Hande Sađlam

16–17 | **Kultureller Vampirismus zur Paprikage-winning**
Widersprüche in der gesellschaftlichen Wahrnehmung von World-Music am Beispiel der Balkanmusik | Richard Schubert

18–19 | **Ein guter Klang?**
Gedanken zur augenblicklichen Marktlage der (Welt-)Populärmusik | Ruby Sircar

20–21 | **Eurovision Song Context**
Wege der musikalischen und kreativen Migration
Fatih Aydođdu

23–25 | **„Das muss man feiern!“**
Vida und Kamil Biçer, ArbeitsmigrantInnen der ersten Stunde in Österreich, im Stimme-Gespräch

26 | **Groll**
Neue Namen braucht der Ring
Erwin Riess

27 | **Wo ist hier der Spiegel?**
Wien auf der Suche nach postmigrantischem Theater
Vida Bakondy und Gamze Ongan

28–29 | **Nachlese**
Pedalrevolution – Die Stadt gehört uns!
Teresa Peintinger

30 | **Kahlauers Tagebuch**
Im Juli 2012

32–33 | **Lektüre**
Rezensionen

Offenlegung gemäß §25 Mediengesetz: **STIMME** - Zeitschrift der Initiative Minderheiten ist das vierteljährliche Vereinsblatt der Initiative Minderheiten (Verein zur Förderung des Zusammenlebens von Minderheiten und Mehrheiten) mit der grundlegenden Richtung, gemäß §2 und §3 der Vereinsstatuten die Kommunikation und das Zusammenleben von Minderheiten und Mehrheiten durch die Selbstdarstellung von Minderheiten und ihrer Organisationen, durch Interviews, Erfahrungsberichte, wissenschaftliche Beiträge, Buch-, Periodika- und Tonträgerbesprechungen, aktuelle Nachrichten und Veranstaltungshinweise bzw. -berichte auf medialer Ebene zu fördern. Die Initiative Minderheiten (Verein zur Förderung des Zusammenlebens von Minderheiten und Mehrheiten) ist Mitglied der Bürgerinitiative Demokratisch Leben (Medieninhaberin) und Herausgeberin der Zeitschrift. Die Finanzierung der Zeitschrift erfolgt durch öffentliche Subventionen, Mitgliedsbeiträge, Abonnements und freiwillige Spenden. Die Adressen der Medieninhaberin und der Herausgeberin sind im Impressum angeführt.



Foto: Martin Juen

Danke! Hvala! Teşekkür!

1962 beschloss Österreich das erste **Arbeitskräfte-Anwerbeabkommen** mit Spanien, 1964 folgte das Abkommen mit der Türkei, 1966 mit Jugoslawien.

Österreich mit aufgebaut haben, berichteten **Ramiza Emrić, Šefika Nardanović, Süleyman Tatlısöz** und **Lazar Bilanović** aus Ihrem Leben in der Migration.

Die Nationalratsabgeordnete und Vorsitzende des parlamentarischen Menschenrechtsausschusses, **Alev Korun**, und die Bundessprecherin der Grünen, **Eva Glawischnig**, haben das 50-Jahre-Jubiläum zum Anlass gekommen, um sich bei den ArbeitsmigrantInnen mit einem Festakt im Parlament offiziell zu bedanken. Stellvertretend für viele andere, die in den 1960er Jahren

Die Lesung des jungen Autors **Melih Gördesli** aus seinem Buch „Ohne Heimat“ spannte den Bogen von den ArbeitsmigrantInnen der ersten Stunde zu ihren Kindern und Kindeskindern. Mit starken Worten zog Gördesli Bilanz über 50 Jahre „Gastarbeit“ unter schwierigsten Bedingungen. Was blieb, sei „ein sogenannter Migrationshintergrund und eine Zielscheibe auf dem Rücken“

06.00 Uhr: Guten Morgen / Dobro jutro

Das slowenischsprachige Radioprogramm von **Radio Agora** ist seit dem 21. Mai 2012 auch in der Steiermark auf der Frequenz 101,9 MHz zu hören. Ermöglicht hat es eine Kooperation der ORF-Landesstudios Kärnten und Steiermark mit dem Freien Radio Agora.

Mit dem Sendebeginn geht eine jahrzehntelange Forderung der steirischen Slowenen und Sloweninnen in Erfüllung. Sowohl im Artikel 7 des österreichischen Staatsvertrags als auch im ORF-Gesetz ist festgelegt, für die slowenische Volksgruppe eine muttersprachliche mediale Öffentlichkeit zu schaffen. „Dieser Auftrag

wird mit der Inbetriebnahme der Sendeanlage Soboth im Bezirk Deutschlandsberg nun nicht nur in Kärnten, sondern auch in der südlichen Steiermark erfüllt“, so der ORF-Steiermark.

Die Inhalte entstehen in Zusammenarbeit der beiden Landesstudios und Radio Agora. Die Redaktion des slowenischen Programmes von ORF-Kärnten und ORF-Steiermark sendet sieben Tage die Woche täglich acht Stunden, während Agora selbst tagsüber vier Stunden das slowenischsprachige Programm sowie von 18.00 bis 6.00 Uhr früh das zwei- und mehrsprachige Programm bestreitet.

Wir sind gegen das Wort Zigeuner

Nun ist es so weit. Ich muss etwas tun, sonst wird sich nichts ändern. Vielleicht gelingt mir zumindest ein kleiner Schritt.“ Mit diesen Worten startete **Harri Stojka**, einer der bedeutendsten österreichischen Jazz-Musiker, im Frühjahr 2012 seine Fotoaktion und lud Freunde und Freundinnen ein, ihn bei der Bekämpfung von Rassismus zu unterstützen. Viele sind der Einladung Stojkas gefolgt und haben sich mit einem Schild mit der Aufschrift: „Ich bin gegen das Wort Zigeuner“ von Reinhard Loidl fotografieren lassen.

Auch wenn die Fotoaktion die Vorurteile gegen Roma & Sinti nicht aus der Welt schafft, soll sie einmal mehr darauf aufmerksam machen, dass

das Wort „Zigeuner“ eindeutig negativ und diskriminierend verwendet wird und aus dem Sprachgebrauch verschwinden soll.



Foto: Reinhard Loidl

Träume ich, dass ich lebe?

Die österreichische Romakünstlerin **Ceija Stojka**, geboren 1933 in der Steiermark, wurde 1943 mit ihrer Familie in das Konzentrationslager Auschwitz, später nach Ravensbrück und Bergen-Belsen deportiert. Ihr Vater und ihr jüngster Bruder sowie zahlreiche weitere Familienmitglieder wurden ermordet. Sie überlebte mit zwei Brüdern, den Schwestern und der Mutter.

1988 schrieb Stojka ihr erstes Buch, „**Wir leben im Verborgenen**“, in dem sie als erste Romni von den unfassbaren Leiden in den Vernichtungslagern der Nazis berichtete. Die Vernichtung der Roma und Sinti war bis dahin in der Aufarbeitung des Holocaust in Österreich kaum Thema gewesen. 1992 folgte ihr zweites Buch, „**Reisende auf dieser Welt**“, über das Leben der Roma nach dem Krieg. 1988 begann Stojka zu malen, ihre Bilder sind international in zahlreichen Ausstellungen gezeigt worden. 2005 kam das Buch „**Träume ich, dass ich lebe?**“ heraus. 2008 erschien der Bild-Text-Band „**Auschwitz ist mein Mantel**“.

2009 verlieh die Unterrichtsministerin Claudia Schmied der Künstlerin den Berufstitel Professorin.

Ab Herbst 2012 führt Ceija Stojka mit ihrer Familie ihre **ZeitzeugInnen-Workshops** für Schulklassen zur Aufarbeitung des Holocaust fort.

Programm:

- Einführung in die Geschichte und Verfolgungsgeschichte der Roma sowie Basisinformationen zur Gegenwart
- Lesung aus der Lebensgeschichte Ceija Stojkas
- Gespräch und Diskussion
- Malen unter Anleitung von Ceija Stojka

Termine:

8., 12., 15., 22., und 29. Oktober sowie **5. und 12. November 2012**
Ort: **Amerlinghaus**
Stiftgasse 8, 1070 Wien

Terminreservierung unter:

Tel.: +43 (0)699 11 29 58 50
E-Mail: office.exil@inode.at
Unkostenbeitrag je SchülerIn:
EUR 2,-



Der vom ORF in Partnerschaft mit Wien Tourismus produzierte Pausenfilm des weltweit live übertragenen Neujahrskonzerts 2012 der Wiener Philharmoniker stellt eine Hommage an Wien dar. „Music in the Air“ von Werner Boote führt durch das touristische Wien anhand einer Liebesgeschichte zwischen einer schwarzen Frau und einem weißen Mann. Szenen aus dem multikulturellen Naschmarkt, Bilder von Kebabverkäufern und freundlichen Polizisten werden von einem Potpourri mit Zitaten aus u. a. jüdischen, türkischen, ungarischen, asiatischen und arabischen Melodien begleitet. Wien präsentiert sich als eine weltoffene, multikulturelle und vielfältige Stadt voller Leichtigkeit und Harmonie.

Ein schöner Schein. Der Umgang der „Kulturnation Österreich“ mit ausländischen Kulturschaffenden ist bei weitem nicht so wertschätzend, auch wenn Musik neben ökonomischem Nutzen und kulinarischer Vielfalt eines der Hauptargumente bildet, wenn es darum geht die Vorzüge der Migration zu unterstreichen. Die aufenthaltsrechtlichen Bedingungen für KünstlerInnen aus Drittstaaten haben sich seit Ende der 1990er Jahre schrittweise verschlechtert. Seit dem Inkrafttreten des Niederlassungs- und Aufenthaltsgesetzes 2006 haben ausländische MusikerInnen und andere Kulturschaffende kein Recht mehr auf Niederlassungsbewilligung in Österreich. Sie müssen sich ihren Aufenthaltstitel jedes Jahr neu erkämpfen, indem sie nachweisen müssen, dass sie aus ihrer selbstständigen Arbeit ein ausreichendes Einkommen erzielen. Die Angst der Politik vor dem sogenannten Bleiberecht scheint letztendlich doch stärker zu sein als das Argument der „kulturellen Bereicherung“.

Mit dem Themenschwerpunkt Musik schließen wir an die Diskussion an, die mit der Ausstellung „Grenzpegel – Kreativität und Kontroversen migrantischer Musikszenen“ 2010/11 eröffnet wurde (Teil des **Initiative Minderheiten**-Projekts “Viel Glück! Migration heute“ in der Wienbibliothek im Rathaus).

Austria,

give

me

some

noise!

Rosa Reitsamer und **Rainer Prokop** gehen der Entstehungsgeschichte des sogenannten Austropop als musikalischer Hybridform nach und analysieren anhand der Fernsehdokumentation „Weltberühmt in Österreich – 50 Jahre Austropop“ dessen kommerzielle Vermarktung.

Seit 1990 wird am Institut für Volksmusikforschung und Ethnologie Musik der österreichischen Minderheiten erforscht. Die Gründerin des Minderheitenschwerpunkts, **Ursula Hemetek**, zeichnet in einem kritischen Rückblick die Entwicklung der fachlichen Zugänge im Lichte der gesellschaftspolitischen Rahmenbedingungen nach. Eines der neueren Forschungsprojekte des Instituts über die Bi-Musikalität der Studierenden präsentiert **Hande Sağlam**.

Um sogenannte World-Music im weitesten Sinne und deren Rezeption geht es in folgenden zwei Beiträgen: **Richard Schubert** zeigt anhand der Wahrnehmung von Balkanmusik die Widersprüche auf, in die sich die „Kulturlinke“ verwickelt, ohne sich als Gründer und künstlerischer Leiter des Festivals Balkan Fever von der Kritik auszunehmen. **Ruby Sircar** stellt ein Ende des medialen Hypes um den sogenannten Ethno-Pop und somit die Verdrängung der betreffenden Labels vom europäischen Markt fest und findet das nicht einmal schlecht.

Fatih Aydoğdu schließlich widmet sich in seinem Beitrag musikalischer und kreativer Migration und der identitätsbildenden Rolle der Musik.

Im Jahr 1962 beschloss Österreich das erste Arbeitskräfte-Anwerbeabkommen mit Spanien. Im Gegensatz zu den späteren Abkommen mit der Türkei (1964) und Jugoslawien (1966) blieb dieses jedoch aufgrund der geringen Anwerbeerfolge bedeutungslos. Als Beitrag zum 50jährigen Jubiläum des Beginns der staatlich regulierten Arbeitsmigration nach Österreich leiten wir in dieser Ausgabe eine Interviewserie mit Arbeitsmigranten und -migrantinnen der ersten Stunde ein. Den Auftakt macht das Ehepaar Kamil Biçer und Vidat Biçer, die 1967 bzw. 1970 aus dem türkischen Antakya nach Wien kamen und heute in der Pension über ihr Leben in der Migration Bilanz ziehen.

In eigener Sache

Zum sechsten Mal findet im Herbst 2012 das Benefizkonzert für die **Initiative Minderheiten** statt, diesmal mit der Jazzsängerin Maja Osojnik, der Rapperin EsRAP und dem Duo Mika Vember & Martti Winkler. Wir freuen uns, viele unserer Leserinnen und Leser am 17. November 2012 beim „Inter-Culture Club 2012“ im Ost-Club begrüßen zu dürfen.

Nicht zuletzt möchten wir uns für Ihre zahlreichen positiven sowie kritischen Rückmeldungen zum neuen Erscheinungsbild der **Stimme** bedanken und wünschen einen heiteren Sommer mit viel guter Musik!

Sensationswut

Sonst bin ich eher der konservative Typ. Aktionismus ist nicht so meine Art. Ab und zu packt mich aber die Sensationswut. Ich möchte etwas sagen oder tun und damit die Welt erschüttern. Die Leute sollen nach meinen Worten und Handlungen zornig werden, mit hochrotem Kopf böse Blicke in meine Richtung werfen, mir die Freundschaft kündigen, mich bei der Polizei anzeigen. Ich will, dass Zeitungen vernichtende Kritiken über mich veröffentlichen, Politiker mir den Nobelpreis aberkennen wollen, Jugendliche reife Tomaten nach mir werfen. Ich wünsche, dass Mütter ihren Kindern mit meinem Namen Angst machen und möglichst viele Länder mich auf die Schwarze Liste setzen. Das ist so eine Gefühlsregung, eine Schwäche, ich bin auch nur ein Mensch.

Meistens bleibt diese Lust auf negative Anerkennung bei Kopfgeburten ohne tätliche Umsetzung. Der Drang zum Schockieren ist, wie gesagt, ohnehin sehr sparsam angelegt in meiner Seele, und wenn ich dem schon einmal nachgebe, schade ich am Ende nur mir selbst. Ich gebe rasch klein bei, entschuldige mich bei meinen Opfern und kehre in den Ruhezustand zurück.

In den letzten Monaten hat sich meine Sehnsucht nach entsetzten Menschengesichtern mit herunter fallenden Kinnladen indes zu einem Dauerzustand ausgewachsen. Daran sind mehrere Personen und Themen schuld. Und die Zeitungen.

Zunächst war es der Integrationsstaatssekretär, dessen Ernennungsjahrestag in allen Blättern einen Evaluationswahn auslöste: „Hat er seine Sache nun doch gut gemacht? Haben wir ihn letzten Endes gar unterschätzt?“ Wie kommen wir eigentlich dazu, dachte ich während der Zeitungslektüre, dass wir im Falschen das Richtige suchen? Was soll Integration denn sein, warum wurde das Amt von oben herab, ohne jede Warnung eingerichtet, wieso ein Halbstarker darauf eingesetzt? Ich wurde so wütend, dass ich eine ganz böse Kolumne schreiben wollte, die so beginnt: „Im Reich der Arschbacken gilt jeder Furz als Nachtigall, lautet ein schönes Sprichwort.“ Anschließend wollte ich vor das Parlament laufen und lautstark „Lang oder Kurz, ich trage keinen Lendenschurz!“ oder ähnlich kindisches Zeug schreien.

Dann war das neue Volksgruppengesetz das Thema. Haltet ein, meine Herren, schrie ich den Spiegel zu Hause an, die Minderheitenrechte in diesem Land sind seit dem Vertrag von Saint-Germain aus dem Jahr 1919 verbrieft! Davon wurde bis jetzt kaum etwas umgesetzt. Stattdessen novelliert ihr alle zwanzig oder dreißig Jahre das bestehende Gesetz zu Tode. Dass in Kärnten eine Handvoll rechtsrechter Landespolitiker samt Konsorten die slowenische Minderheit täglich drangsaliert, ist eine Sache; dass ihr Gesetzgeber da zuschaut,

in abstrusen Dialoggruppen seriös anmutende Laute von euch gebt und am Ende durch juristischen Firlefanz das bisschen Recht wieder rückgängig macht, ist eine andere! Auch diese bitteren Worte wollte ich in meine Kolumne einpacken. Aktionismus tat freilich ebenfalls not: Ich erwog eine Klage gegen die Kärntner Landesregierung und den Nationalrat bei den alliierten Unterzeichnern der Staatsverträge von 1919 und 1955.

Die Sensationswut gedieh unterdessen täglich weiter. Schuld war diesmal eine Meldung über die Urteile des Europäischen Gerichtshofs, welche türkische StaatsbürgerInnen aufgrund des Assoziationsabkommens zwischen der Türkei und der EU von vielen restriktiven Regelungen des neuen „Fremdenrechts“ ausnahmen. Zunächst ärgerte es mich furchtbar, dass bereits im November 2011 gefällte Urteile erst Ende April 2012 bekannt werden – und das durch die Pressekonferenz einer Grünen NR-Abgeordneten. Halten uns diese Regierungsparteien für absolute TrottelInn?, wurmte es mich. Wie haben sie sich das denn vorgestellt, dass etwa niemand auf die EuGH-Urteile kommen würde und sie ihr vermaledeites Fremdenrecht mit dem „Deutsch vor Zuzug“-Stumpfsinn bis zum Jüngsten Gericht gegen EU-Recht würden durchjudizieren können?

Die Zeitungskommentare ließen nicht lange auf sich warten. Prompt delirierten einige als liberal titulierte Damen und Herren über den „Bärenienst des EuGH für die Integration“ und die „Schäden falscher Assoziationsabkommen“. Embedded journalists! Wollt ihr sagen, dass MigrantInnen aus der Türkei nur unter Zwang zu wirklichen Menschen werden können?, spuckte ich darauf das lachsfarbene Machwerk an, während ich jenes mit bläulich gefärbtem Titel in Stücke zerriss. Hat man denn in den letzten 50 Jahren hierzulande je Zuckerbrot-Deutschkurse organisiert, dass ihr jetzt nach der Integrationskurs-Peitsche schreit? Ich wollte gleich aufspringen, um gleichermaßen am Ballhausplatz und an den Redaktionsgebäuden nämlicher Käseblätter mit Hilfe von Malerpinsel und Dispersionsfarbe die Aufforderung anzubringen, die EU möge dem österreichischen Bundeskanzler und den liberalen Journaille-Finken die EU-Bürgerschaft wieder entziehen.

Ich habe natürlich nichts von dem getan oder geschrieben. Nun, da ich vor dem Computer sitze, um gemäß meiner unaufgeregten Gemütsart diese Kolumne einzutippen, bin ich auch froh darüber. Wie schlimm wäre es doch, hätten Kinder meinerwegen nächtliche Alpträume bekommen! Wie traurig würde ich sein, hätte mir auch ein einziges Land Einreiseverbot erteilt! Seht euch nur Günter Grass an, wer will schon so enden. Ich liebe Kinder, und ich möchte noch so manches Land bereisen. Sei es auch nur Kärnten.



„Mein Vater hat auf seiner Saz gespielt und gesungen. Als ich Volksschulkind war, hat meine Tante Modern Talking gehört. Dann hat mein Onkel Stevie Wonder und Michael Jackson nach Hause gebracht und dann war die Welt komplett. Dann ging es erst richtig ab.“

DJ Cay Taylan

„Seit ich beruflich Musik mache, ist mir immer mehr bewusst, dass ich sozusagen einen türkischen Background habe. Früher war das nie ein Thema. Mittlerweile bin ich ein Aushängeschild für die Migranten, werde dauernd dazu befragt.“

Fatima Spar

„Die musikalische Identität hat nicht eine rein geografische Identität. Man spricht von Weltmusik, als ob die Welt eins wäre. Wir hingegen reden von vielen Welten, die miteinander harmonieren können.“

Marwan Abado

„Wien und Istanbul ergänzen sich sehr gut, auch wenn man das nicht gern hört. Wir sind sonderbare Wiener, für unsere Musik spielt Wien mit dem ganzen Frust und den depressiven Phasen eine wahnsinnig große Rolle.“

Özden Öksüz (Coup de Bam)

Aus Videointerviews, produziert für die Ausstellung „Grenzpegel“
Nachzuhören unter: <http://okto.tv/oktofokus/7000/20110430>

» **stimme**_Thema »

„Da Hofa“ woar's ned!

Fragmente österreichischer Popmusikgeschichte

Als 2006 die ersten Folgen der Dokumentation „Weltberühmt in Österreich – 50 Jahre Austropop“ im ORF ausgestrahlt wurden und zahlreiche Austropop-Compilations der Major-Labels folgten, wurde bei der Mehrheitsbevölkerung ein Teil der österreichischen Popmusikgeschichte ins Gedächtnis gerufen, durch den Österreich in den frühen 1970er Jahren erstmals eine eigenständige popkulturelle Identität erlangte. Für welche gesellschaftlichen Gruppen war Austropop in den 1970ern ein identitätsstiftendes Moment? Wer sind die Akteure, die Austropop in der österreichischen Geschichte verankern wollen? Und wie sieht österreichische Rock-/Popmusikgeschichte abseits des Mainstreams aus?



Die Geschichte des Austropop

Kaum ein anderer Musiker wird so sehr mit Austropop assoziiert wie Wolfgang Ambros. Als er 1971 das Lied „Da Hofa“ veröffentlichte und weitere Lieder im Wiener Dialekt u. a. von Georg Danzer und Peter Cornelius hinzukamen, wurde der Begriff Austropop für den damals neuen Trend in der österreichischen Popmusik erfunden. Allerdings ist an diesem popmusikalischen Phänomen kaum etwas genuin österreichisch. Austropop ist eine musikalische Hybridform, deren Entstehung auf das Zusammentreffen globaler Einflüsse auf lokal-spezifische Gegebenheiten im Wien der 1950er und 1960er Jahre zurückzuführen ist.

Der Einfluss angloamerikanischer Popkultur und der „Beatlemania“ trafen in Wien auf die LiedermacherInnen-Bewegung, die Kabarett-Tradition und den „Wiener Aktionismus“ und inspirierten eine damals junge Generation von MusikerInnen, sozialkritische Texte im Wiener Dialekt mit Rock'n'Roll, Blues und Folk-Rock zu kombinieren.

Die eigenständige nationale popkulturelle Identität der heranwachsen-

den Nachkriegsgeneration, die sich mit Austropop in den 1970ern identifizieren konnte und wollte, war demnach stark an den Wiener Dialekt geknüpft, ergänzt um die Referenz auf Österreich im Namen Austropop. Diese beiden Elemente, der Verweis auf Nation und Sprache, fügen sich in das historisch etablierte Repertoire an nationalen Bildern, Symbolen, Bedeutungen und Werten, die für nationale Identitätsbildung von zentraler Bedeutung sind.

Die Entwicklung von Austropop hatte ihren Ursprung also in einem mehr oder weniger bewusst artikulierten Bedürfnis, eine eigenständige popkulturelle Identität zu entwickeln, die sich gegenüber der Volksmusik und dem Schlager abgrenzte. Diese beiden Musikgenres bestimmten bis in die 1970er den populären kulturellen Mainstream; von den Austropop-MusikerInnen und ihren Fans wurden sie als zumindest konservativ eingeschätzt und abgelehnt. Aus der Sicht der österreichischen Musik- und Medienindustrie stellte Austropop zudem eine Abgrenzung gegenüber der kulturellen Hegemonie und ökonomischen Dominanz der US-amerikanischen, britischen und deutschen Kulturindustrie dar.



Der musikalische Balkan wird mit den gleichen Stereotypen aufgewertet, mit denen die Rechte ihn abwertet. **Richard Schubert** über Widersprüche, in die sich die „Kulturlinke“ verwickelt.



auf Seite
16

Mit den kommerziellen Erfolgen von Ambros, Fendrich, EAV oder STS in den 1980er Jahren wurde Austropop allerdings zu dem, was er in den frühen 1970ern gerade nicht sein wollte: der nationale Mainstream mit Affinität zum Schlager.

Die kommerzielle Produktion österreichischer Popmusikgeschichte

Um die Jahrtausendwende setzte mit der mittlerweile elfteiligen Dokumentation „Weltberühmt in Österreich – 50 Jahre Austropop“ eine retrospektive kommerzielle Vermarktung von Austropop ein. Diese Vermarktung folgt dem globalen Trend, Rockmusik der späten 1960er und frühen 1970er Jahre durch die Wiederveröffentlichung von Alben, die Produktion von Dokumentationen oder dem Einsatz der Musik für Werbezwecke als einen zentralen Aspekt des kulturellen Erbes des späten 20. Jahrhunderts in die Geschichte einzuschreiben. Die zentralen ProtagonistInnen, die den Diskurs über Rock als kulturelles Erbe vorantreiben, sind VertreterInnen der alternden Baby-Boomer-Generation (geb. 1946 bis 1964 in den USA). Sie nutzen ihre erlangten einflussreichen Positionen in der Kulturindustrie, um der Musik ihrer Jugend einen entsprechenden Platz in der Geschichte einzuräumen.

Dass es bei der Übersetzung dieses global zirkulierenden Diskurses in den nationalen Raum an österreichischer Eigentümlichkeit nicht mangelt, zeigt die Dokumentation „Weltberühmt in Österreich – 50 Jahre Austropop“. Sie lässt sich als Ergebnis der jahrelangen Zusammenarbeit

von Rudi Dolezal und Hannes Rossacher verstehen, die ihre im ORF erreichte Machtposition als Produzenten und ihr Archivmaterial für die dokumentarische Darstellung der Geschichte des Austropop nutzen. In der ersten Folge „Was ist Austropop?“ schlagen die Regisseure eine Neudefinition von Austropop vor, indem der Begriff auf jeden popkulturellen Ausdruck, der seit den 1940ern in Österreich entstanden ist, angewendet werden soll. Dass die lokalen Bedingungen für MusikerInnen auch in Österreich einem historischen, kulturellen und technologischen Wandel unterliegen und der Kommerz-Austropop seit den 1980ern wohl wenig mit elektronischem *Do-It-Yourself-Punk* der Gegenwart gemeinsam hat, interessiert die Macher der Doku kaum.

Diese Absage an ein differenziertes Geschichtsverständnis dient als Basis für die Neudefinition von Austropop, die musikalisch mit dem Lied „I am from Austria“ von Rainhard Fendrich und visuell mit den Bildern österreichischer Bergketten und der Österreich-Flagge unterstrichen wird. Die Dokumentation konstruiert somit ein österreichisches Rock-/Popmusik-Erbe, das neben der Klassik und der Volksmusik in die Geschichte eingeschrieben werden soll, und stellt zu allem Überfluss eine Verbindung zu nationalen Symbolen und einem „natürlichen Erbe“, den Bergen her, das von der Tourismusindustrie eifrig vermarktet wird.

Bei dieser Nationalisierung und Historisierung von Rock-/Popmusik darf der O-Ton von MusikerInnen und Prominenten, die

in den 1960ern und 1970ern ihre Jugend erlebten, nicht fehlen. Im Vergleich zur US-amerikanischen Baby-Boomer-Generation wurde die österreichische Nachkriegsgeneration später, zwischen Mitte der 1950er und Mitte der 1960er Jahre geboren. Diese Generation war die erste, die unter den politisch-ideologischen Rahmenbedingungen der Zweiten Republik aufwuchs und sie trug neben der Arbeitsmigration aus der Türkei und dem damaligen Jugoslawien zu einem Bevölkerungswachstum von knapp sechs Prozent bei. Dolezal stilisiert sich als ein Vertreter der Nachkriegsgeneration und beschreibt Austropop als „rebellisch, mutig und anders“, womit er das „rebellische“ Moment des Rock nicht nur auf den frühen Austropop der 1970er anwendet. Popkultur aus Österreich soll per se, so absurd es klingen mag, diese Eigenschaften verkörpern.



In der kommerziellen Vermarktung von Austropop werden die rebellischen Rockaspekte aufgegriffen, um retrospektiv eine österreichische Identität über Rock-/Popmusik zu entwerfen, die in der Nachkriegszeit nicht deutsch, nicht „Nazi“ war, sondern „frei“ – respektive demokratisch, was einer amerikanischen Minimaldefinition entsprechend kaum mehr als nicht kommunistisch bedeutete. Im historischen Kontext lässt sich die Aneignung der „Rock-rebellion“ als Teil eines größeren Prozesses der „Amerikanisierung“ der österreichischen Gesellschaft verstehen. Dieser Prozess setzte nach 1945 ein und verfolgte drei Ziele: Eine historische und kulturelle Distanz zwischen Nachkriegsösterreich und seiner unmittelbaren Nazi-Vergangenheit sollte hergestellt werden; eine anti-kommunistische Haltung galt es auf Basis einer kapitalistischen Konsumgesellschaft zu etablieren, und Österreich sollte in die westliche Marktwirtschaft integriert werden.

Vor diesem historischen Hintergrund soll die Neudefinition von Austropop als Überbegriff für Popkultur aus Österreich zwei Funktionen erfüllen: Austropop soll als Beitrag zur Konstruktion einer nationalen demokratischen Identität nach dem Zweiten Weltkrieg verstanden und als solcher soll er als kulturelles Rock-/Popmusik-Erbe der österreichischen Nachkriegsgeneration in der Geschichte verankert werden.

Auf der Suche nach alternativer Popmusikgeschichte

Die Verbindung von Rock-/Popmusik aus Österreich mit nationalen Insignien und die Konstruktion eines nationalen Rock-/Popmusik-Erbes,

wie sie in der „Weltberühmt in Österreich“-Dokumentation präsentiert werden, ist, und daran besteht wenig Zweifel, kontroversiell.

Austropop als Überbegriff für alle popkulturellen Phänomene vor und nach den 1970ern zu postulieren und die ohnehin bekannten MusikerInnen und ihre „größten Hits“ in den Mittelpunkt zu stellen, sind lediglich zwei Kritikpunkte an der Dokumentation. Abseits dieser Kritik bringt jedoch jede Rekonstruktion von Rock-/Popmusikgeschichte eine Vielzahl an Sichtweisen auf die Vergangenheit und wie sie erinnert und repräsentiert werden soll ans Licht.

Eine alternative Sichtweise auf Rock-/Popmusikgeschichte in Österreich schlägt Al Bird Sputnik mit seinen über das Videoportal *YouTube* zugänglichen *Trash Rock Archives* vor, die Beat und Punk von den 1950ern bis in die 1980er präsentieren. Das „Do-It-Yourself-Schallplattenarchiv“, wie Al Bird seine Sammlung an raren Musikstücken beschreibt, ist als Hommage an die MusikerInnen gedacht, die wichtige AkteurInnen heute vergessener Subkulturen und Gegenbewegungen in Wien waren.

Das Archiv soll zudem „eine Stinkefingereste an die Musikindustrie von damals und heute“ sein und eine „Offensive gegen muffige Plattensammler, die die Sachen für sich behalten wollen“.^[1]

Unbezahlte Projektarbeit im DIY-Ethos^[2], Spaß und Fan-Sein sind die „Key Words“ von Al Bird, der mit 20 begonnen hat, Schallplatten österreichischer MusikerInnen zu sammeln. Dieser Fokus spiegelt sich auch in den *Trash Rock Archives* wider, die – im Unterschied zur Mainstream-

Erzählung in der „Weltberühmt in Österreich“-Doku – den produktiven und kaum beachteten „Underground“ fokussieren.

Die Frage nach dem rock-/popmusikalischen Erbe der MigrantInnen, die in den 1960ern und 1970ern als Arbeitskräfte nach Österreich geholt wurden und heute ungefähr gleich alt wie die österreichische Nachkriegsgeneration sind, stellt aber weder die Mainstream-Erzählung noch die im DIY-Ethos gehaltene Rekonstruktion alternativer Rock-/Popmusikgeschichte.

Dieser Artikel ist im Zuge des HERA-Forschungsprojekts „Popular Music Heritage, Cultural Memory and Cultural Identity“ entstanden.



Literatur:

Bennett, Andy (2009): ‚Heritage rock‘. Rock music, representation and heritage discourse. In: *Poetics*, Ausg. 37, S. 474–489.

Larkey, Edward (1999): Americanization, Cultural Change and Austrian Identity. In: Good, David/Wodak, Ruth (Hg.): *From World War to Waldheim. Culture and Politics in Austria and the United States*. New York: Berghahn Books. S. 210–235.

Smudits, Alfred (1995): I AM FROM AUSTRIA. Austropop: Die Karriere eines musikkulturellen Phänomens von der Innovation zur Etablierung. In: Sieder, Reinhard/Steinert, Heinz/Tálos, Emmerich (Hg.): *Österreich 1945–1995. Gesellschaft, Politik, Kultur*. Wien: Verlag für Gesellschaftskritik. S. 382–392.

Rosa Reitsamer ist Soziologin und Universitätsassistentin am Institut für Musiksoziologie an der Universität für Musik und darstellende Kunst Wien.

Rainer Prokop ist Soziologe, wissenschaftlicher Mitarbeiter am Institut *Mediacult* und Doktorand an der Universität Wien.

[1] Die Zitate stammen aus dem Interview mit Al Bird, geführt von R. Reitsamer, R. Prokop und T. Herrscht.

[2] Die DIY-Kultur wurzelt in der Avantgarde der 1950er und den sozialen Bewegungen der 1960er, die sich u. a. durch Selbstorganisation und das Aufbrechen der Unterscheidung zwischen KonsumentIn und ProduzentIn charakterisieren; eine stärkere Verbreitung findet das DIY-Ethos mit Punk in den 1970ern durch eigeninitiatives Handeln und eine kritische Haltung gegenüber kommerziellen Verwertungspraktiken.

Wider Ethnisierung und Kulturalisierung

22 Jahre ethnomusikologische Minderheitenforschung an der Universität für Musik und darstellende Kunst Wien – ein kritischer Rückblick

Der Minderheitenschwerpunkt des Instituts für Volksmusikforschung und Ethnomusikologie wurde 1990 eingerichtet, was damals vor dem Hintergrund der österreichischen Forschungslandschaft im Bereich Volksmusik als durchaus provokant gelten konnte. Der Schwerpunkt besteht bis heute, allerdings haben sich die gesellschaftspolitischen Rahmenbedingungen, Inhalte und fachlichen Zugänge geändert. Die von Anfang an bestehende enge Kooperation mit der **Initiative Minderheiten** bedingte eine gesellschaftspolitische Anwendung von Forschungsinhalten.



Wie Minderheitenforschung in der Ethnomusikologie funktioniert, ist stark von der Ausrichtung des Faches an sich und seiner Entwicklung geprägt. Es gibt in unserem Fach historisch gesehen, aber auch bis heute zwei grundsätzliche Ausrichtungen, die beide ihre VerfechterInnen haben, im Grunde sich aber idealerweise in einer Forschung ergänzen sollten.

Die eine Richtung hat sich aus der vergleichenden Musikwissenschaft entwickelt, an deren Anfang (1885) Namen wie Guido Adler, Erich Mo-

ritz von Hornbostl und Curt Sachs stehen. Sie wird oft die „musikologische“ Richtung genannt, in der Musik als „Text“ (die Musik an sich) im Zentrum der Betrachtungen steht. Es wird die Musik transkribiert, analysiert und aus den musikalischen Faktoren werden Schlüsse gezogen. Die andere Richtung ist stark von der Anthropologie geprägt – man spricht auch von der „anthropologischen Wende“ – die den kulturellen Kontext der Musik in den Vordergrund stellt. In den USA der 1960er Jahre verkörpern zwei Persönlichkeiten des Faches

die beiden Pole: Mantle Hood (1918–2005) steht für Musik als Text, Allan P. Merriam (1923–1980) für Musik im kulturellen Kontext, „music as culture“.

Für Minderheitenforschungen bietet sich die zweite Richtung an, weil schon die Definition von Minderheit selbst sich auf gesellschaftspolitische Rahmenbedingungen, also auf den Kontext, bezieht. Frühe Minderheitenforschungen waren entweder von der Suche nach dem „Exotischen“ geprägt, wie Feldforschungen bei den Native Americans



(bereits 1889) und Forschungen zur Musik der Roma in Europa (um 1900) – oder entsprangen dem nationalistisch inspirierten Ansatz, bei dem Minderheiten außerhalb der eigenen Staatsgrenzen als „bedrohte“ Vertreter der eigenen Nation gesehen werden, wie z. B. in der deutschen Sprachinselforschung (ab 1934) oder bei kroatischen Forschungen bei den Burgenlandkroaten (bereits Ende des 19. Jahrhunderts).

Von der Etablierung einer moderner ausgerichteten Minderheitenforschung, die weder exotisierend noch nationalistisch vorzugehen versucht, kann man

im Fach Ethnomusikologie ab 1985 sprechen. Damals veranstaltete der kroatische Ethnomusikologe Jerko Bezić erstmals eine internationale Konferenz, die im Titel den Begriff „Minderheiten/ethnische Gruppen“ trug. Ich durfte als Doktoratsstudentin an dieser Konferenz teilnehmen, weil ich damals an meiner Dissertation zur Musik der Burgenlandkroaten arbeitete. Für mich war diese erste Begegnung mit dem Thema Minderheiten auf einer internationalen Ebene eine wichtige Inspiration und die spätere Gründung des Minderheitenschwerpunktes am Institut ging zum Teil auf diese Erfahrungen zurück.

Ich begann 1987 am Institut für Volksmusikforschung zu arbeiten, das damals vorwiegend österreichische Volksmusik beforstete und unterrichtete, aber international, vor allem europäisch, bestens vernetzt war. In diesem Umfeld bekam ich die Möglichkeit, Minderheitenthemen einzubringen und zwar in Form von Drittmittelprojekten, eine Form der Wissenschaftsfinanzierung, die damals an einer Musikhochschule völlig unbekannt war. Das erste Forschungsprojekt (1990-1992) beschäftigte sich mit der traditionellen Musik der Burgenlandkroaten und der Roma in Österreich und begründete den Minderheitenschwerpunkt – zunächst nur in der Forschung.^[1]

Im Antrag war viel von „traditioneller Musik“ und von „Erhaltung einer bedrohten Kultur“ die Rede. Im Forschungsansatz wurden die einzelnen SängerInnen- und MusikerInnen als „RepräsentantInnen“ ihrer Kultur gesehen und von ihrer ethnischen Herkunft her definiert – ein Zugang, der heute durchaus zu hinterfragen ist. Ebenso zweifelhaft waren zum Teil die Strategien der „Anwendung“, in diesem Fall der Organisation von öffentlichen Kulturveranstaltungen, die zur damals bereits beantragten Anerkennung der Roma als Volksgruppe beitragen sollten. Eine dieser, die 1990 erstmalig Romakultur präsentierte, hieß z. B. „Ausnahmsweise Zigeuner“. Diese pejorative Fremdbezeichnung für Roma war zwar damals sogar noch im Namen der einzigen politischen Vertretung dieser Gruppe „Roma – Verein zur Förderung von Zigeunern“ in Oberwart zu finden und wurde von den Roma-Veranstaltern mitgetragen, wirkt aus heutiger Sicht aber völlig deplatziert.

Für mich waren diese Veranstaltungen Möglichkeiten, mit vielen MusikerInnen zu arbeiten und zu diskutieren, was sie als „ihre“ Musik betrachten und was auf der

[1] Die größten Forschungsprojekte des Instituts zum Thema Minderheiten: 1990-1992: Traditionelle Musik von Minderheiten in Österreich, 1993-1995: Traditionelle Musik der Roma in Österreich, 1995-2000: Musik der Bosnier in Österreich, 1999-2001: Feldforschung bei den Slowenen in der Steiermark, 2005/2006: Musikalische Aktivitäten von Einwanderern in Wien, 2007/2009: Projektpartnerschaft in: Embedded industries - immigrant cultural entrepreneurs in Vienna, 2009/2010: Bi-Musikalität und interkultureller Dialog.



Das mediale Interesse an exotischen Klängen aus dem östlichen Mittelmeerraum und Südostasien ist abgeflaut. **Ruby Sircar** macht sich Gedanken zur Marktlage der (Welt-)Populärmusik.



auf Seite
18

Bühne präsentiert werden sollte. Außerdem war es eine Möglichkeit, den MusikerInnen eine Kooperation anzubieten, die für beide Seiten fruchtbringend sein konnte, denn es handelte sich um bezahlte Auftritte. Unsere Auswahl der Musikstile basierte auf den sogenannten „traditionellen Stilen“, auf ethnischer Musik. Es war die Differenz, die im Vordergrund stand, die ethnische Besonderheit. Ich würde das heute als Ethnisierung und Kulturalisierung einer Minderheit betrachten. In der damaligen politischen Situation war diese Vorgangsweise vielleicht notwendig und wurde von den Roma selbst mitgetragen, weil die Gesellschaft und die Politik ethnische Marker für die Anerkennung als Volksgruppe erwartete.

Die weiteren Forschungsprojekte des Instituts im Minderheitenschwerpunkt zeigen, dass wir uns jeweils an Themen mit politischer Brisanz orientierten, die auch von Menschen, die direkt betroffen waren, an uns herangetragen wurden: Die Musik der bosnischen Flüchtlinge wurde zum Thema, als durch den Bürgerkrieg im ehemaligen Jugoslawien etwa 100.000 Flüchtlinge aus Bosnien in Österreich ihre neue Heimat suchten, die der Steirischen Slowenen, als es um die Anerkennung als Volksgruppe ging. Bei diesen Projekten waren bereits Angehörige der Gruppen selbst als ForscherInnen in die Projektarbeit einbezogen, was bis heute ein Grundprinzip darstellt. Der urbane Raum als Forschungsfeld

ab 2005 erforderte Neudefinitionen von Fragestellungen und Methoden, was eine wesentliche Weiterentwicklung des Minderheitenschwerpunktes darstellte. Die traditionelle Musik steht nicht mehr im Vordergrund, es geht um alle musikalischen Äußerungen, die Identität wird nicht mehr zugeschrieben, sondern von den Akteuren selbst definiert. Es geht um Rahmenbedingungen des Musizierens und um ökonomische Strategien – allerdings immer auch um die Musik selbst. Diese Stärke unseres Faches, nämlich mit Musik selbst wissenschaftlich umgehen zu können, wird im Minderheitenschwerpunkt weiterhin in der Lehre vermittelt und in Publikationen unterstrichen.^[2]

Die neueste Studie des Instituts beschäftigte sich mit Gegebenheiten an der Universität selbst. „Bi-Musikalität und interkultureller Dialog“ geht der musikalischen „Mehrsprachigkeit“ der Studierenden selbst nach, und versucht, die Potenziale aufzuzeigen und zukünftige Wege der Nutzbarmachung zu weisen.^[3] Damit wird der Minderheitenbegriff quasi aufgelöst, denn es geht nun nicht mehr um ethnische Identität, sondern primär um musikalische Fähigkeiten. Die zusätzlichen Qualifikationen, über die viele Studierende verfügen und die wir in unserer Studie gefunden haben, führen in unserer Universität allerdings ein „Minderheitendasein“, weil vorwiegend die Sprache der westeuropäischen Kunstmusik dominiert.

International ist die Minderheitenforschung in der Ethnomusikologie zu einem der wesentlichsten Bereiche geworden. Innerhalb des *International Council for Traditional Music* existiert seit 1997 eine eigene Studiengruppe mit etwa 400 Mitgliedern, die sich mit „Music and Minorities“ beschäftigt. Wenn man die Forschungsthemen der Mitglieder betrachtet, so zeigt sich, dass darin eine große Breite des Faches abgebildet ist: u. a. Studien zu *Indigenous Cultures*, *Diasporic Studies*, *Roma Music*, *Jewish Music* und *Urban Ethnomusicology*. Angewandte Forschung spielt eine große Rolle, die heute folgendermaßen definiert wird: „as a philosophical approach to the study of music in culture with social responsibility and social justice as guiding principles“ (Maureen Loughran 2008:52).

Die Entwicklung des Minderheitenschwerpunktes des Instituts für Volksmusikforschung und Ethnomusikologie spiegelt die Entwicklung des Faches ebenso wider wie die Veränderung der gesellschaftspolitischen Rahmenbedingungen in einer globalisierten Welt, die aber immer noch von Rassismen und Ausgrenzung geprägt ist. ■■■■

Literatur:

Loughran, Maureen (2008): „But what if they call the police?“ Applied Ethnomusicology and Urban Activism in the United States. In: Applied Ethnomusicology. Musicological Annual Ed. Svanibor Pettan, 44/1, 2008, S. 51-66.

Ursula Hemetek ist a.o.Univ.-Prof. am Institut für Volksmusikforschung und Ethnomusikologie der Universität für Musik und darstellende Kunst Wien und Leiterin des Instituts für Volksmusikforschung und Ethnomusikologie. Forschungsschwerpunkte: Traditionelle Musik von Minderheiten in Österreich, insbesondere Roma, burgenländische Kroaten und Bosnier.

^[2] Für Publikationen und Forschungsprojekte des Instituts siehe: www.mdw.ac.at/ive

^[3] Siehe auch den Beitrag von Hande Sağlam auf Seiten 14 und 15.

Musikalisch mehrsprachig

Bi-Musikalität als Kommunikations- und Vermittlungsinstrument zwischen (Musik)Kulturen

Bi- bzw. Multimusikalität ist die Fähigkeit, sich in zwei oder mehreren musikalischen Sprachen zu artikulieren. Sozialisation mit den jeweiligen Musiksprachen und -kulturen, problemloses Verstehen sowie Kompetenz auf der musikalischen Ebene sind die Voraussetzungen, um die „zweite Sprache“ in die Bi-Musikalität überführen zu können. Ein Forschungsprojekt befasste sich mit dem bi-musikalischen Potenzial von Studierenden der Musikuniversität Wien.

Seit Jahrhunderten genießt Wien ein hohes Prestige als „Musikstadt“. Zahlreiche KünstlerInnen aus verschiedenen Musikkulturen kommen in die Stadt, um ihre Karriere zu erweitern, in den international angesehenen Konzertsälen zu spielen und an der Universität für Musik und darstellende Kunst Wien (mdw) zu studieren. Die Anzahl der internationalen Studierenden, die sich für die Aufnahmeprüfungen der mdw bewerben, ist sehr hoch. Folglich erhalten die Lehrenden die Chance, die talentiertesten und bestausgebildeten unter ihnen auszusuchen. Diese breite Auswahlmöglichkeit hat wesentlich zum hohen internationalen Ansehen der Universität beigetragen.

Heute liegt der Anteil ausländischer Studierender an der mdw bei etwa 50 Prozent. In den musikpädagogischen Studienrichtungen rangiert er bei ca. 30 Prozent. In Studienfächern wie Komposition, Dirigieren oder den Konzertfächern sind überwiegend AusländerInnen zu finden: über 90 Prozent im Fach Dirigieren, über 60 Prozent in den Fächern Komposition, Musiktheorie und den Konzertfächern.

Das Institut für Volksmusikforschung und Ethnomusikologie führte im

Jahr 2010 ein Forschungsprojekt über „Bi-Musikalität und interkultureller Dialog“ durch.^[1] Wir gingen von einer einfachen Idee aus: Wo fast die Hälfte der Studierenden aus verschiedenen Ländern mit eigenen Musikkulturen und -sprachen stammt, ist die Wahrscheinlichkeit groß, dass ein Teil dieser neben der westeuropäisch-klassischen Musik auch andere Musiksprachen beherrscht, die wir „musikalische Erstsprache“ benennen. Dieses Können führt sie zur Bi-Musikalität.

Das zentrale Ziel der Studie war nicht nur einen Überblick über das bi- bzw. multimusikalische Potenzial von Studierenden zu erhalten, sondern auch – von diesem Potenzial ausgehend – für den Studienplan ein Konzept zu entwickeln, um interkulturelle Kommunikation durch Musik innerhalb der Musikuniversität und an weiteren Wiener Musikschulen gezielt zu ermöglichen.

Die Studienergebnisse zeigen deutlich, dass ein erheblicher Teil der Studierenden sich als bi- bzw. multimusikalisch definiert. Das bedeutet, dass sie sich in zwei oder mehr Musikkulturen artikulieren können, ohne diese als „eigen“ oder „fremd“ zu definieren. Sie fühlen sich in beiden Musiksprachen zu Hause.

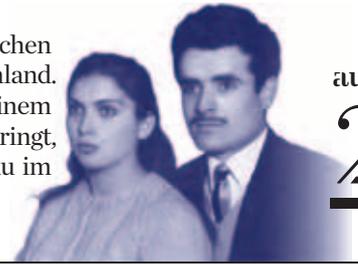
Folgendes Zitat aus den Interviews, das wir mit einem türkischen Studierenden geführt haben, bringt diesen Sachverhalt auf den Punkt: „Meine Bi-Musikalität ist genau so wie mein Leben hier und in der Türkei. Das Leben in Wien und in Istanbul ist ganz anders und ich passe mich jedes Mal an. Ich muss nur meine Disketten raus- und reinnehmen. Ich gehe dazwischen ständig zu verschiedenen Dimensionsreisen. Also dort kann ich nicht leben, wie ich hier in Wien lebe. So sind auch musikalische Sprachen. (...) Ich kann von meinem ‚Eigenen‘ und meiner ‚Fremde‘ nicht sprechen. Ich weiß es nicht, was mir näher liegt.“

Gerade diese Gleichwertigkeit zwischen den Musiksprachen kann uns neue Perspektiven bei der Musikausbildung und Musikvermittlung eröffnen, wenn wir die Möglichkeiten schaffen, diese zu vermitteln. Erstrebenswert ist im Unterricht an der mdw mit Hilfe der bi-musikalischen Studierenden neben der westeuropäischen klassischen Musik auch andere musikalische Sprachen zu integrieren.

Wien ist nicht nur als Musikstadt ein Zentrum, sondern stellt mit mehr als 35 Prozent EinwohnerInnen migrantischer Herkunft ein wichtiges Zentrum der Migration innerhalb der EU dar. In



Kamil Biçer war Friseur im türkischen Antakya und wollte nach Deutschland. Warum er heute seine alten Tage in einem Wiener Pensionistenclub verbringt, erzählt er gemeinsam mit seiner Frau im **Stimme-Gespräch**.



auf Seite
23

österreichischen Schulen wird immer wieder die „problematische Lage“ von Kindern mit migrantischem Hintergrund beklagt, u. a. weil sie die deutsche Sprache nicht auf muttersprachlichem Niveau beherrschen und in den Schulklassen ein „anderes“ Benehmen an den Tag legen würden. Musik als Vermittlungselement wäre geeignet, diese sogenannten „Probleme“ zu thematisieren und aufzuarbeiten.

Die Vorstellung verschiedener Musikulturen in den Schulen kann zu einer „Vertrautheit“ in der Mehrheitsgesellschaft führen und dabei helfen, das bis heute als „fremd“ Wahrgenommene zumindest in den Schulklassen als Teil der „Wiener Kultur“ zu integrieren. Dies ist in der Tat schon lange notwendig.

Zahlreiche Studien belegen zudem, dass musizierende Kinder ein stärkeres Selbstvertrauen entwickeln, bessere soziale Kompetenzen ausbilden und mehr Zugehörigkeits- und Mitgefühl innerhalb der Gesellschaft entfalten. Außerdem werden sie durch den Einfluss des Musizierens zu einem besseren „Wir-Gefühl“ befähigt (vgl. Campbell 2004, Barth 2008 und Schippers 2010).

Ein Großteil unserer Studierenden werden zukünftig in diversen Schulen in Wien bzw. in Österreich Musik unterrichten. Unter ihren SchülerInnen

werden zweifelsohne Kinder mit migrantischem Hintergrund zu finden sein. Kenntnisse über deren Musikulturen zu besitzen und eine Weitergabe dieser Kenntnisse an mehrheitsösterreichische Kinder zu fördern, vermag eine ernstzunehmende Basis für einen interkulturellen Dialog zu schaffen. Nur wenn zukünftige MusikpädagogInnen die interkulturelle Vielfalt schon in der universitären Ausbildungsphase wahrzunehmen lernen und sich eingehend damit vertraut machen, ist eine bessere Kommunikation an ihren späteren Arbeitsplätzen gewährleistet. Kenntnisse über die musikalischen Sprachen und Kulturen der SchülerInnen zu besitzen, kann die Kommunikationsbasis in der Klasse rasch verbessern. Dies kann während der Ausbildungsphase an der mdw durch die Hilfe der bi- bzw. multi-musikalische Studierenden erfolgen.

Immer wieder die „Fremd- und Eigenelemente“ von Kulturen zu betonen unterstützt lediglich die Verstärkung von Differenzen und der daraus resultierenden Konflikte. Wie wir in obigem Zitat erkennen können, ist es ohne weiteres möglich, sich in zwei verschiedenen Kulturen zu Hause zu fühlen, ohne sie als „Eigene“ und „Fremde“ zu definieren. Bedenken wir, dass in Wien seit über 50 Jahren „WienerInnen“ und sogenannte „GastarbeiterInnen“ oder „Fremde“

zusammenleben, so lässt sich vermerken, dass dieser Schritt längst überfällig ist.

Die ungenaue Verwendung einiger Schlüsselwörter wie „eigen“, „fremd“, oder „afrikanische Musik“, „asiatische Musik“ steht dem im Weg und bringt das Problem der Schubladisierung von Kulturen mit sich, welches durch Unwissenheit und Distanziertheit zu diesen entsteht. Es gibt keine Kultur, die per se „distanziert“ ist, sondern nur Kulturen, die wir als distanziert wahrnehmen oder zu denen wir in Distanz gehen.

Unsere Studie über Bi-Musikalität hat anschaulich gezeigt, dass die bi-musikalischen Studierenden zur Beseitigung dieser „Distanz“ Vieles beizutragen haben und das auch gerne tun wollen. Es liegt nun an der Umsetzung dieser Idee.

Literatur:

Barth, Dorothee (2008): Ethnie, Bildung oder Bedeutung? Zum Kulturbegriff in der interkulturell orientierten Musikpädagogik. Forum Musikpädagogik, Band 78, Augsburg: Schirmer Verlag.

Campbell, Patricia Shehan (2004): Teaching Music Globally. Oxford: Oxford University Press.

Schippers, Huib (2010): Facing the Music. Shaping Music Education from a Global Perspective. Oxford: Oxford University Press.

Hande Sağlam ist Ethnomusikologin und Lehrbeauftragte am Institut für Volksmusikforschung und Ethnomusikologie an der Universität für Musik und darstellende Kunst Wien. Themenschwerpunkte: Musik der EinwandererInnen, Bi-Musikalität und Musik aus der Türkei.

[1] Sağlam, Hande/Hemetek, Ursula/Bailer, Noraldine (2010): Bi-Musikalität und interkultureller Dialog. Bestandsaufnahme zum „bi- bzw. multi-musikalischen“ Potenzial der Studierenden der Universität für Musik und darstellende Kunst Wien. Ergebnisbericht zum Forschungsprojekt. Wien: mdw.

Kultureller Vampirismus zur Paprikagewinnung

Widersprüche in der gesellschaftlichen Wahrnehmung von World-Music am Beispiel der Balkanmusik

Der Balkan, besonders der musikalische, wird aufgewertet mit exakt den Stereotypen, mit denen die Rechte ihn abwertet: als ahistorischer Freizeitpark, in dem sich der linke Spießler von Ordnungssinn, Harmlosigkeit, Sauberkeit, Triebkontrolle und Kopflastigkeit therapieren kann. Er figuriert als die ewige Partymeile zwischen Zivilisation und Wildnis, als die abgefuckte Testosterontankstelle der Spaßkultur.

Gleich zu Beginn möchte ich mich outen. Ich bin etwas links davon, was hierzulande als linksradikal empfunden wird. Dennoch bin ich Ästhetizist. Ich beurteile zum Beispiel Musik in erster Linie nach künstlerischen Kriterien und nicht nach Haltungen und gesellschaftspolitischen Repräsentationen, mit der sie befrachtet wird und mit der sie selbst sich befrachtet. Mir ist ein gutes Liebeslied lieber als ein schlechter Protestsong. Aber einen guten Protestsong mag ich allemal mehr als ein schlechtes Liebeslied. Und so paradox es klingen mag: World-Music von falscher politischer Programmatik zu befreien, kann auch ein politischer Akt sein.

Geht in der Gesellschaft nichts weiter, beschleicht auch deren Kritik irgendwann das peinliche Gefühl, nicht von der Stelle zu treten. Man wiederholt sich und muss sich auch wiederholen. Das Verhältnis zu sogenannter World- und Ethnomusik zum Beispiel gibt seit Langem Anlass zu Unbehagen mit einer sich fortschrittlich dünkenden Szene, die ich hier der Einfachheit halber als *unsere Kreise* bezeichnen möchte und die bei aller Heterogenität ein Gemeinsames findet in kultureller Offenheit und Ablehnung von

Fremdenfeindlichkeit. Dass sich Menschen nur aus genuin rechter Bodenständigkeitsvergötzung und Antimodernismus für volksmusikalische Formen interessieren, ist ein Strang einer zwar würdigen linken Kritiktradition, deren Griffigkeit aber anhand der Entwicklung der World-Music abhanden gekommen ist. Darum soll es hier nicht gehen.

Da World-Music in sehr unterschiedlichen Weisen auf ethnische Musiktraditionen Bezug nimmt – bewahrend, transformativ oder dekonstruktiv, von kommerziell bis experimentell –, musste es unweigerlich auch zu einer Verquickung mit den Migrant*innen- und Rassismuskonzepten kommen. An dieser Nahtstelle jedoch brechen die beharrlichen Denkfehler und Widersprüche eben unserer Kreise hervor, die sich mit Exotismus und Kulturalismus ganz brauchbar – und doch nicht umfassend – beschreiben lassen. Vignetten- und stichprobenhaft will ich diese Widersprüche anhand der Rezeption von Balkanmusik umreißen. Auch hier lässt sich ein Modell erkennen, das ich als *rassistische Positiv* bezeichne: Rassistische Zuschreibungen werden nicht analysiert und überwunden, sondern positiv gewendet. Der Rassist

schimpft den Fremden einen dreckigen Ausländer und der Antirassist nimmt diesen in Schutz, indem er den Rassist*innen über die immunologischen Nachteile von zu viel Körperhygiene aufklärt; der Rassist reduziert den Fremden auf eine Abstammungsgemeinschaft, der Antirassist kontert durch Aufwertung dieser; der Rassist thematisiert die vermeintliche Zurückgebliebenheit des Fremden, der Antirassist affirmiert sie durch Idyllisierung und erhöht diesen gegen dessen Willen zum Heros seiner eigenen Fortschrittsskepsis.

Seit 2004 versuchen ich und mein Team mit dem Festival Balkan Fever einen atypischen und kosmopolitischen Blick auf die Mannigfaltigkeit musikalischen Ausdrucks in Südosteuropa zu schärfen. Die Medien sind nicht sehr hilfreich dabei. Bei jeder ORF-Ankündigung wurden die immer selben Clips von Goran Bregović-Konzerten, übermütig tanzende Menschen, vollbusige Blondinen auf kräftigen Männerschultern und dergleichen hineinmontiert. Der Stehsatz, ganz Wien stehe nun wieder für drei Wochen im Zeichen der ekstatischen Trompeten, durfte bei keiner dieser Ankündigungen fehlen. Unabhängig davon, dass

Goran Bregović besser bei Wahlveranstaltungen von H. C. Strache aufgehoben ist als bei unserem Festival und dass Ekstase und gute Romabratsbands nichts prinzipiell Kritikwürdiges sind, erfüllt dieses äußerst penetrante kulturelle Image eine ideologische Funktion. Musiker aus dem Balkanraum, ganz gleich ob sie sich ethnischer oder nichtethnischer Musik verschreiben, haben unter dieser Zwangsethnisierung zu leiden, denn der ohnehin kleine Aufmerksamkeitsmarkt ist auf den Balkan der Kusturica-Filme kalibriert. Auch Nataša Mirković und Nenad Vasilčić, zwei Künstler mit denkbar breitem musikalischen Fokus, mussten mit Schreck sehen, dass man in die TV-Ankündigung ihres jazzangehauchten Chansonprogramms wieder mal die alten Archivaufnahmen von schallenden Trompeten und tanzenden Blondinen gepatzt hatte.

Es ist nicht der westliche Mainstream, der dieses Balkanbild konstruiert und reproduziert, es sind unsere Kreise, es ist die „Kulturlinke“, die unbelehrbar den Balkanmenschen gegen heimische Arroganz schützt unter der Bedingung, dass er gefälligst so zu sein hat, wie sie ihn haben will. In Berlin erfüllt Wladimir Kamirer die Rolle des russischen Ethnoclowns für die an ihrem deutschen Wesen leidenden Alternativkonsumenten. Das Blasmusikfestival im serbischen Guča ist das Zentrum dieser ideellen östlichen Anti-Schweiz. In meinem Theaterstück „Wie Branka sich nach oben putzte“ klärt die Putzfrau Branka die zweite Hauptfigur Magistra Moser über diesen Ort folgendermaßen auf: „Da siehst nur mehr besoffene Nationalisten mit Četnik-Kapperl, und intellektuelle Schwabo-Kasperl, die unsere Faschisten super finden aus Protest gegen eure Faschisten.“

Der Balkan, besonders der musikalische, wird aufgewertet mit exakt den Stereotypen, mit denen die Rechte ihn abwertet: als ahistorischer Freizeitpark, in dem sich der

linke Spieß von Ordnungssinn, Harmlosigkeit, Sauberkeit, Triebkontrolle und Kopflastigkeit therapieren kann. Er figuriert als die ewige Partymeile zwischen Zivilisation und Wildnis, als die abgefuckte Testosterontankstelle der Spaßkultur. Dieser essentialistische Nektar verklebt in der westlichen Alternativwahrnehmung den gesamten Osten, er beerbt das romantische Konstrukt der *slawischen Seele*, unter welcher vor allem exilierte russische Adelige und polnische Nationalisten in Paris einst wohligen litten.

Der polnische Akkordeonist Krzysztof Dobrek, der in seiner Musik Tango Nuevo, Musette, etwas slawisches Melos, Jazz und vieles andere (aber eben nicht Balkan) amalgamiert, wird folglich in den Medien permanent als *Balkanmusiker* bezeichnet. Und mittelständische polnische und tschechische Bands, die sich mit demselben exotisch-intellektuellen Interesse wie ihre hundert Kilometer westlicher wirkenden Kollegen tatsächlich für Musik des Balkans interessieren, geben in unserer Auffassung doch nur ihrer authentischen Ostseele Ausdruck.

Der Witz an der Sache: Diesen in tausenden Metamorphosen und Mischungsverhältnissen auftretenden Rassismus kann man sich hierzulande als antirassistischen Widerstand und politisches Statement gutschreiben lassen. Womit die wackelige Brücke zum Migrantendiskurs geschlagen ist: Dort wo Rassismus tautologisch als Folge mangelnder kultureller Toleranz missverstanden wird, fließen Unmengen an Subventionen nicht in strukturelle gesellschaftliche Verbesserungen und ins Selfempowerment der Benachteiligten, sondern in deren angeblichen kulturellen Ausdruck und in folkloristischen Völkerverständigungskitsch, damit vor allem auch wir, die fortschrittlichen Bildungsbürger, was davon haben. Doch kein Nazi, der bei der seelenvollen Zigeunerweise nicht

sich die Tränen verkneifen musste. Wie sehr die Wunschvorstellung von organischen Völkern und Stämmen den Wohlmeinenden noch immer in den Hirnen sitzt, zeigt die verräterische Forderung hiesiger Veranstalter (deren auch ich einer bin) nach Kultursubventionen, um mit hochartifizierlicher und bildungsbürgerlicher World-Music die hier lebenden Migrantengemeinschaften zu repräsentieren. Doch diese Communities existieren (abgesehen von einer recht unterschiedlichen Vereinsstruktur) nur in unserer völkischen Wahrnehmung. Denn schulden wir unser Denken mehr an Karl Marx als an Karl May, also an der Existenz von Klassen als an der von Stämmen, würden wir erkennen, dass der depravierte Arbeiter mit serbokroatischem oder türkischem Namen mit der Musik, die die Intellektuellen für seine halten, nichts am Hut hat und genauso wie sein altösterreichischer Standeskollege kommerziellem Pop den Vorzug gibt.

Politische Arbeit läge darin, deren sozialen und politischen Rechte zu stärken und nicht deren angebliche Kultur, die ohnehin nur unsere Gourmetkultur ist. Damit möglichst viele Musiker unter ihnen in die gesellschaftliche Position gelangen, nicht länger im kulturellen Wellnesspark für uns die Ethnoclowns spielen zu müssen, sondern ihren individuellen Ausdruck finden, mit elektronischer, mit Neuer Musik oder mit einer Fusion aus Tarantella, Fado und Dixieland. Sollten sie sich aber für Adaptionen ethnischer Sounds ihrer Herkunftskulturen entscheiden, welche man oft allein wegen ihres hohen künstlerischen Potentials vor nationalem und identitätspolitischen Zugriff retten muss, dann sollte man ihre Musik fördern, weil und falls sie gut – und nicht, weil sie ethnisch ist. —

Richard Schuberth, geb. 1968, ist Schriftsteller, Cartoonist und World-Music-DJ sowie Gründer und künstlerischer Leiter des Festivals Balkan Fever. Im Herbst wird sein Theaterstück „Wie Branka sich nach oben putzte“ im Drava Verlag als Buch erscheinen.

Ein guter Klang?

Gedanken zur augenblicklichen Marktlage der (Welt-)Populärmusik

Nach dem medialen Hype der 1990er Jahre um die Populärmusik mit arabischen, orientalischen und asiatischen Klängen ist es stiller geworden. Die scheinbar exotischen Soundtropfen aus dem östlichen Mittelmeerraum und Südasien sind auf dem heißen Stein der Populärmusik verdampft. Die sogenannte Weltmusik, der Ethno-Pop und Rock sind in den letzten fünf Jahren aus den Pop- und Rockregalen der großen Mediendiscouter in Österreich rückgesiedelt worden und tummeln sich neuerdings wieder in heimischen Gewässern: Weltläden und dem gut sortierten Fachhandel. Was ist passiert? Wohin ist der große Aufschrei der breiten Masse nach neuen Beats und Sounds aus der weißen Karte, aus den südöstlichen Regionen dieser Welt, verschwunden?

Bei einer ethnischen Publikumsstatistik, durchgeführt von Anja Krauss (Studienarbeit, Universität Wien, 2011) zu den Bhangraparties im Wiener Klub *Moulin Rouge*, wurde in den letzten drei Jahren ein starker Rückgang an Besucher_innen festgestellt, die keinen südasiatisch migrantischen Hintergrund haben. Noch Anfang der 2000er Jahre zählte Bhangra zum Allgemeinut jeder Jugendzimmermusiksammlung, die Musik wurde nicht nur bei indisch- und pakistanisch-migrantischen Familienfesten konsumiert, sie wurde auch in andere Musikkontexte gestellt: angefangen bei Madonna (1997) bis hin zu Missy Elliot (2001).

Von ca. 2001 bis 2003 gab es im süddeutschen und österreichischen Raum, wie von Anil Jain (Universität München, 2001/02) festgestellt, einen starken Interessenszuwachs an migrantischen Communityfesten, ethnisch nicht-europäischer Populärmusik und Clubbings innerhalb der akademischen jüngeren Mittelschicht. Aber schon 2003 stellte Bidisha Dutta (Universität München) fest, dass ein Rücklauf zu verzeichnen war. Dutta untersuchte zu dem Zeitpunkt zwei unterschiedliche

Veranstaltungsmodelle: einerseits die Clubbingveranstaltung *Munich Masala* und andererseits die *Asha Club Night*. Während sich *Munich Masala* an ein Publikum mit eher migrantischem Hintergrund richtet, war *Asha* an eine gemischte Öffentlichkeit adressiert. Dieses Format existiert mit seinen Fusion-, Dub- und Reggaesounds nicht länger. Die Anfang der 2000er Jahre angesagten DJs aus München, die mit DJ SanJay auch eine Sendung auf Radio Orange bespielten und 2004 einen Dancefloor auf dem Life Ball ausrichteten, sind heute aus der Mitte des deutschsprachigen Clubbings verschwunden. Es ist ein Stammtisch entstanden, der wieder mehr die sogenannte Community anspricht, aber die Musik ist verlorengegangen. Warum? Weil der Hype weitergezogen ist? Vielleicht.

Wie ähnliche Modelle in Wien war auch hier der Interessent_innenkreis eine akademische Mittelklasse und nicht die breite Bevölkerung. Um wertfrei zu argumentieren lässt sich wohl folgendes sagen: Nachdem RTL und RTL-II ab 2003 Bollywood-Blockbuster im deutschsprachigen Fernsehen zeigten, wuchs die Aufmerksamkeit kurzzeitig, bis ca. 2007,

danach verlagerte sich der Medienblick wieder auf andere Formate und mit ihm der der breiten bildkonsumierenden Zuschauer_innen. So verschwanden die fernen Klänge, oder wurden zumindest wieder in eine Nische gedrängt, auch Nebengeräusche wie Bhangra-Yoga und Bollywood-Tanzkurse.

Den Hype rund um die Musik der südasiatischen Migrant_innen und ihre Clubbings zu untersuchen bietet sich deshalb an, weil die mit Bollywood verbundenen Musikproduktionen seit den 1960er Jahren generell den größten Marktanteil ergatterten, der ethnischer Populärmusik im Westen bisher gelungen ist – abgesehen von exotischen Phänomenen wie dem Tango oder Reggae, die inzwischen als Klassiker sich in den Plattenlädenregalen festgebissen haben. Was aber wird von der breiten Masse konsumiert? *Blue Elephant*, das Label der *Sony Music* für ethnische Musik, welche in den 1990er Jahren angefangen von Bobby Mc Ferrin bis Nusrat Fateh Ali Khan Größen der Ethno- und Weltmusikschiene vertrat, ist inzwischen fast vom Markt gedrängt worden. 2010 dachte *Sony Music* laut darüber nach das Label einzufrieren.



Was also ist passiert? Die Russendisko spielt derzeit in den Kinos, eine Erinnerung an den losgetretenen Hype um Wladimir Kaminer und sein legendäres Partyformat in Berlin. Kaminer schreibt – und getanzt wird inzwischen zu Klängen aus dem ehemaligen sozialistischen Raum noch in Wien: *Balkan Fever*. Wer tanzt bei dieser Veranstaltung, die sich selbst als größte und einzigartig in Europa beschreibt? Wohl ein ähnliches Publikum wie ehemals bei Kaminer – eine weiße, akademische Mittelschicht und deren Pendant mit ethnischer Note? Auf der Webseite heißt es, dass die Veranstaltung „anspruchsvolle Weltmusik (...) über Grenzen hinweg verbindend“ (balkanfever.at) liefert. Das Wörtchen „anspruchsvoll“ hat eine bestimmte Zielgruppe, ähnlich wie die Partnervermittlungsbörsen wird hier nicht nach der breiten Masse gesucht: Der Schlüssel liegt bei gesetztem und wissenden Publikum. Deshalb hat wahrscheinlich auch das Konzerthaus ein Weltmusikabonnement eingerichtet.

Aber warum verstecken? Warum werden die ethnischen Klänge wieder in die Nische der Unsichtbarkeit an den Rand des Populärmusikbusiness verdrängt? Bleiben wir in Wien. Was passiert denn in den Wohnzimmern der sogenannten migrantischen Communities? Werden, wie in den 1990er Jahren, noch Remixes mit der beliebten Electronica- oder Dubsounds gehört oder wie bis zur Mitte der 2000er Jahre Abmischungen mit HipHop, Punk und Rap?

Die Sounds sind poppiger und folkloristischer geworden. Und: Es

wird weniger in Wien selbst produziert. Die Populärmusik kommt inzwischen direkt aus den unterschiedlichen geografischen Werkstätten zurück in die Wohnzimmer. Wurde in den 1990er Jahren noch spezielle Musik für den migrantischen Markt in der Türkei, Ex-Jugoslawien oder Südasien produziert, so scheint das heute nicht mehr notwendig zu sein. 2006 sagte Severina Vučković, die wohl bekannteste kroatische Turbofolksängerin, in einem Interview, dass es nicht länger nötig sei für die im Ausland lebenden Landsleute zu produzieren, da die Musik auch so Anklang fände (spiegel.de). Das stimmt nur bedingt, natürlich wird auch weiterhin für einen bestimmten westlichen Markt produziert werden – es sollen ja nicht nur Öffentlichkeiten mit migrantischem Hintergrund erreicht werden, sondern auch Hörer_innen der Marktmitteln, auch wenn diese derzeit nicht gerade offen ist für orientalische oder arabesk anmutende Sounds.

Die Musik der sogenannten migrantischen Communities, die oft als integrativer Moment in den Medien gelesen wird, insbesondere wenn es um Zuordnungen wie Welt- und Ethnomusik geht, wird jedoch nicht nur an den Klängen sondern auch ganz klar an Name und Hautfarbe festgemacht. Diese medialen Rassismen sind ganz klar Teil einer Vermarktungsstrategie innerhalb des Mainstreammarkts: Dies wird ablesbar wenn mit der exotischen Schönheit Anoushka Shankars und der Musik von Norah Jones geworben wird (beide wurden anfänglich von *Blue Elephant* vertreten!).

In *daStandard.at* vom 04.Mai 2012 spricht Yılmaz Gülüm zu genau diesen Unmöglichkeiten, die sich die Industrie zur Vermarktung von Musik aneignet: Es gibt keine Gemeinschaften/Communities. Die Zusammenfassungen und Eingrenzungen geschehen auf materiell-politischer Ebene um Menschen, – und im Fall dieses Beitrags – Musik und deren Konsument_innen zu kategorisieren, in Gruppen, die frei nach Benedict Anderson (1983), imaginiert sind, von außen und dann oft später nachwirkend angenommen werden als selbstdefiniert.

Wenn wir Gülüm folgen, so ist es eigentlich ein gutes Zeichen, dass die sogenannte Weltmusiksparte aus den Regalen langsam verschwindet und im Mainstream lesbare und hörbare Stücke davon zurückbleiben, als Manierismen, die jedoch der geografisch genauen Verortung widerstreben und das auch nicht mehr nötig haben. Es ist zwar naiv zu glauben, dass dann Rassismen entfallen. Ein Dieter Bohlen wird wohl weiterhin Frauen bei den Castings zu „Deutschland sucht den Superstar“ auf ihren Latina-Gehalt hin untersuchen und Samba tanzen lassen. Die Sounds sind aber angekommen und brauchen keine Extranische mehr. Deshalb sterben wohl Blaue Elefanten aus und bestimmte Partyformate können eingemottet werden. Die Populärmusik benötigt keine Ethnogenese.

Ruby Sircar unterrichtet an der Akademie der bildenden Künste in Wien, in ihrer Arbeit untersucht sie künstlerisch und theoretisch postkoloniale und genderbezogene Medienbilder und -räume.

Eurovision Song Context

Wege der musikalischen und kreativen Migration

Musik ist weit mehr als ein bloßes Spiel der Klänge, in ihr manifestiert sich ein bestimmtes Verhältnis zur Welt, sie kreiert politischen Kontext. Die Geschichte der Musik ist eine politische. Musik wird oft auch als ideologisches Bindeglied zu Identitätsstiftung eingesetzt um eine Nation oder Kultur zu definieren oder ein bestimmtes Bild von einer Topologie zu konstruieren.

In der hegemonialen Erzählung von der „Musikstadt Wien“, die bis Anfang des 20. Jahrhunderts zurückgeht, wird Wien zu einer Metropole für klassische Musik hochstilisiert. Seither nimmt die Musik vor allem in Umbruch- und Krisensituationen der österreichischen Geschichte eine identitätsstiftende Rolle ein.

In ihrer Studie „Musikstadt Wien. Konstruktion eines Images“ zeigt die Historikerin Martina Nußbaumer dieses Bild als Ergebnis einer bewusst umgesetzten Identitätspolitik: „Die Betonung einer herausragenden musikalischen Tradition [...] stand [...] vor allem nach 1945 im Dienste einer gezielten Identitätspolitik, die [...] Musik zur Charakterisierung des österreichischen Nationalbewusstseins heranzuziehen suchte und Musikwerken jeder Epoche und Form etwas ‚überzeitlich typisch Österreichisches‘ unterlegte. [...] Die Frage nach der Bedeutung des Topos ‚Musikstadt Wien‘ für die Konstruktion kollektiver Identitäten [...] um 1900 richtet sich nicht auf die künstlerische Produktion und die ästhetischen Kontroversen im Feld der Musik, sondern auf die spezifischen Konnotationen und Be-

deutungen, mit denen Musikkultur aufgeladen wurde“.^[1]

Seit den 1990er Jahren zeichnen sich in Wien zwei Gegenerzählungen ab, die unter den Begriffen „Vienna Electronica/Vienna Sound“ und „Balkanmusik/Balkanfever“ kursieren. Beide Phänomene versuchen – mehr oder weniger bewusst und forciert – die dominante Erzählung über die „Musikstadt Wien“ mit neuen Inhalten, sprich neuer Musik, zu füllen. „Vienna Electronica“ und „Balkanmusik“ beschreiben weniger ein spezifisches Musikgenre als vielmehr ein Konglomerat an verschiedenen AkteurInnen, die sich wiederum unterschiedlich zu den Begriffen „Musikstadt Wien“, „Vienna Electronica“ und „Balkanmusik“ positionieren. Diese Gegenerzählungen lassen sich als Musikszenen mit ihren jeweiligen MusikerInnen, VeranstalterInnen, Schallplattenlabels mit Vertriebsstrukturen, Netzwerken etc. empirisch fassen.^[2]

„Vienna Electronica“ wurde in den 1990er Jahren zu einem (In-)Begriff für elektronische Musik; im Mittelpunkt der medialen Aufmerksamkeit stand der „Downbeat“. Eine

Gruppe von MusikerInnen setzte neue Technologien (Musikcomputer, Timemaschinen, Sampler, Hard-disc-Recording-Systems, Software-Synthesizers) im „Wohnzimmer-Studio“ für ihre Musikproduktionen ein. Zusätzlich formierte sich ab Mitte der 1990er Jahre eine eigenständige Clubkultur mit lokalen DJs, Veranstaltungsorten, Musikfestivals etc. Der Begriff „Vienna Electronica“ ist mittlerweile aus den Medien verschwunden, die aufgebauten Strukturen blieben und werden bis heute weiterentwickelt.

Etwas anders aber verhält es sich mit dem ca. 2001 entstandenen „Balkanmusik“-Boom. Hier spielt – im Unterschied zu „Vienna Electronica“ – die Herkunft der MusikerInnen eine nicht unbedeutende Rolle – nicht zuletzt durch den Verweis auf den „Balkan“. Obwohl die ProtagonistInnen dieser Szene zumeist migrantische Wurzeln haben, ist ihre Musik keineswegs als Replikat eigener Musiktradition und ihrer Nutzung vom eigenen Kulturkreis aus zu betrachten; vielmehr weist sie auf eine eigene soziale Dynamik hin.

Die migrantische Musik in Wien entstand in den 1980er Jahren und wurde zumeist von Studierenden oder politischen Flüchtlingen arrangiert, produziert und in unterschiedlichsten Formationen live gespielt. Diese

^[1] Nußbaumer, Martina (2001): Der Topos „Musikstadt Wien“ um 1900. In: newsletter MODERNE. Zeitschrift des Spezialforschungsbereichs Moderne – Wien und Zentral-europa um 1900. 4. Jg., H. 1, S. 20-23.

^[2] Vgl.: Reitsamer, Rosa/Aydođdu, Fatih: Konzept für ein (unvollendetes) Musikdokumentationsprojekt.

Musik, die häufig unter dem Stempel „World Music“ vermarktet wird, verhält sich in der Produktions- und Öffentlichkeitsrhetorik anders zur sogenannten „Gastarbeiterkultur“ und ist durchaus im politischen Kontext zu analysieren.

Die Transferprozesse der „World Music“ (international seit den 1960ern) verliefen von einer scheinbar authentischen „Dritte-Welt-Kultur“, die damit territorial und ethnisch festgeschrieben wurde, hinein in die westlichen Metropolen, wo ein stetiges Interesse nach immer neuen und „anderswo“ verorteten Phänomenen zu bestehen scheint. Dass die Routen dieses Ethno-Transfers meist auch von den gelebten Geografien tatsächlicher MigrantInnenströme begleitet waren, wurde ausgeblendet, konnte aber auch nie ganz von der solcherart erweiterten Musiksozialisation abstrahiert werden. Dass die Ursprungsorte des unerschöpflichen Weltmusik-Reservoirs meist selbst von Überlagerungen, Aneignungen und Übersetzungen geprägt waren, blieb jedoch unbeachtet.

Migration war immer schon für kulturelle und künstlerische Prozesse von zentraler Bedeutung: Dazu stellen die künstlerischen Strategien und Distinktionsmodelle Möglichkeiten migrantischer Selbstermächtigung und Selbstartikulation dar, die neue Kulturformen, Netzwerke und stilistische Erneuerungen hervorbringen. Schon der Blues, der Jazz und der Soul, die in der ersten Hälfte des 20. Jahrhunderts in den USA entstanden, gingen aus der Vermischung europäischer und afrikanischer Einflüsse hervor. Die afrikanischen Rhythmen und oralen Traditionen trafen in der sogenannten Neuen Welt auf die europäischen Melodien und Instrumente, und nur so kam es zum Urknall der modernen (Pop)Musik. Ähnlich auch in England, wo die EinwandererInnen aus der Karibik mit Reggae, Ska und Dub die dortige Musikszene beeinflussten oder die EinwandererInnen

vom indischen Subkontinent in der Londoner Clubszene von sich hören ließen, indem sie in den späten Neunzigerjahren Drum'n'Bass-Rhythmen, Dub-Grooves und Garage-Beats mit den indischen Klängen von Tabla und Sitar verschmelzten und somit eine „Asian Underground“ als eigenständiger Sound etablierten. Auch in Frankreich eroberten MigrantInnen den Mainstream: Vor allem der algerische Rai, der arabische Pop aus dem Maghreb, ist längst ein fester Bestandteil der französischen Musikszene geworden. Die deutsch-türkische Rap-Szene der 1990er kursiert inzwischen bereits in internationalen Märkten und wird nicht mehr nur in türkischen Ghettos der deutschen Großstädte gehört.

Die ProtagonistInnen neuer kultureller Prozesse sind nicht mehr einfach auf nationale Identität, kulturelle Einheit oder Herkunftsdiskurse festleg- oder reduzierbar. Im Gegenteil steht im Prozess dieser „kulturellen Globalisierung“ die Autonomie der Migration (Vgl.: Moulier Boutang: 2004) und die soziale Interaktion unterschiedlichster AkteurInnen vor dem Hintergrund der nationalen Grenzregime sowie die Herausbildung von transnationalen Communitys und Überlebensstrategien, trotz staatspolitischer Regulierung und Kontrolle, im Vordergrund. Somit wird die Vorstellung von einer einheitlichen nationalistischen Herkunftskultur zunehmend und naturgemäß brüchig. Dass der Entzug des Niederlassungsrechts in den letzten Jahren ein wesentlicher Grundzug der Einwanderungspolitik der EU-Länder wurde, stellt hingegen ein konträres Faktum dar.

Mit seinem Buch „The Rise of the Creative Class“ löste der US-amerikanische Wirtschaftswissenschaftler Richard Florida 2002 eine Diskussion um die sogenannte „Kreative Klasse“ aus. Laut Florida sind Toleranz und Offenheit gegenüber ethnisch-kulturelle Vielfalt entscheidende Wachstumsfaktoren für Metropolen der

Zukunft. Wechselseitige Toleranz, Anerkennung und Respekt sowie ein diskriminierungsfreies Stadtklima mit einem lebendigen Streetlife gilt für Florida als Grundvoraussetzung dafür, dass sich Individualität und Selbstentfaltung überhaupt erst entwickeln können und der notwendige Freiraum für Inspiration und kreative Stimulanz durch eine positive Wertschätzung von Heterogenität entstehen kann. Kreative, so Florida, arbeiten daher am Besten in einem Milieu der Vielfalt unterschiedlicher Ethnien, Kulturen und Subkulturen, sowie Lebens- und Arbeitsformen, in denen ein hohes Maß an motivierendem Wissensaustausch stattfindet. Kreativität und die Offenheit für „das Andere“ und „das Fremde“ bedingen sich laut Florida gegenseitig.

Seit einiger Zeit wird auch in den kulturpolitischen Gremien der EU diskutiert, ob diese Theorie von der „Kreativen Klasse“ politisch und wirtschaftlich profitabel gemacht werden kann, um aus der verspielten Migration doch noch einen Segen zu kreieren. Der Wille zur Bewahrung der vermeintlich ‚eigenen kulturellen Identität‘ setzt sich aber am Ende doch durch. Die Angst vor Vielfältigkeit macht auch diese post-liberale Vision zunichte.

Eine längere englische Fassung dieses Textes ist unter dem Titel „Creativity and Controversy – Migration, Music and Transnational Migrant Spaces“ im Sammelband „Viel Glück! Migration heute“ (Mandelbaum Verlag 2010) erschienen.

Literatur:

Nußbaumer, Martina (2007): Musikstadt Wien Die Konstruktion eines Images. Freiburg im Breisgau: Rombach Verlag.

Moulier Boutang, Yann (2004): Nicht länger Reservearmee – Thesen zur Autonomie der Migration und zum notwendigen Ende des Regimes der Arbeitsmigration. In: Subtropen 12/2004.

Florida, Richard (2002): The Rise of the Creative Class. New York: Perseus Book Group.

Fatih Aydoğdu lebt und arbeitet als Künstler, Kurator, Grafikdesigner, Musiker und DJ in Wien und Istanbul. Zahlreiche Ausstellungen, Projekte und Publikationen im In- und Ausland.

Sie fragen, wir antworten.

- Über die Arbeit der Bundesregierung
- Alles zum Thema Europäische Union
- Unterstützung und Beratung bei Amtswegen

Bürgerinnen- und Bürgerservice

Bundeskanzleramt
Ballhausplatz 1, 1014 Wien

Servicetelefon 0800 222 666 (gebührenfrei)
Montag bis Freitag: 8–18 Uhr

service@bka.gv.at
bundeskanzleramt.at

Servicezentrum HELP.gv.at

Informationen, Beratung und
Unterstützung zu E-Government,
Handy-Signatur und Bürgerkarte

Ballhausplatz 1 (Eingang
Schauflegasse), 1014 Wien
Montag bis Freitag: 9–17 Uhr

help.gv.at





Vidat und Kamil Biçer im Stimme-Interview; Foto: Vida Bakondy

Vidat und Kamil Biçer, ArbeitsmigrantInnen der ersten Stunde in Österreich, im Stimme-Gespräch

„Das muss man feiern!“

Vidat Biçer (67) und Kamil Biçer (73) sind in Antakya, nahe der syrischen Grenze in der Südtürkei geboren. Sie sind arabischstämmige Aleviten. Das Ehepaar hat drei Söhne und sieben Enkelkinder. Herr Biçer kam 1967 als Arbeiter nach Österreich, seine Frau folgte ihm 1970 mit den zwei älteren Söhnen nach, die damals drei und eineinhalb Jahre waren.

Vida Bakondy und Gamze Ongan sprachen mit dem Ehepaar über ihre Migrationsgeschichte, ihre österreichischen Kinder und Enkelkinder sowie die fehlende offizielle Würdigung des Beitrags der ArbeitsmigrantInnen beim Aufbau der österreichischen Wirtschaft.

Herr Biçer, Sie kamen 1967 mit 28 Jahren als Eisenbahnarbeiter nach Österreich. Wie kam es dazu?

Kamil Biçer: Ich hatte mich beim türkischen Arbeitsamt für eine Arbeit in Deutschland beworben. Damals kannte niemand Österreich. Dann hat es aber geheißen, die Österreicher hätten ein Kontingent für die Türkei. Ich fuhr für die gesundheitliche Untersuchung zur österreichischen Anwerbestelle nach Istanbul. Über 1.000 Kilometer. Mich haben sie genommen, andere Kollegen, die nicht gesund genug waren, nicht. Man sagte uns „Treffet eure Vorbereitungen, verabschiedet euch von euren Familien und kommt dann wieder.“ Dann ging es mit dem Zug nach Wien. Ich hatte meinen Holzkoffer mit, der wog ohne Inhalt zehn Kilo, aber ich war jung, ich habe das Gewicht nicht einmal gespürt.

Wer war Ihr erster Arbeitgeber?

Kamil Biçer: Die Baufirma Kallinger. Viele, die im selben Zug mit mir kamen, gingen zum Bau, ich ging zur Eisenbahn. Die Arbeit war schwerer, aber das machte mir damals nichts aus. Gleich von Anfang an musste ich Schienen herausreißen, die tief in die Erde eingegraben waren. Nach einem Monat waren meine Hände kaputt, die ganze Haut ging ab. Das war schlimm für mich, ich war ja eigentlich Friseur von Beruf.

1969 bekam ich schwere Kreuzschmerzen und konnte nicht mehr arbeiten. Damals wurde der Karlsplatz ausgehoben, wir rissen die Straßenbahnschienen heraus und verlegten sie. Dabei habe ich meine Lendenwirbelsäule verletzt und wurde in der Folge gekündigt. Ich war ja krank und nicht mehr leistungsfähig. Ich habe

mir gedacht, wenn ich jetzt in die Türkei fahre, kann ich nie mehr zurückkommen.

In dem Haus, in dem ich mit Arbeitskollegen lebte, wohnte eine alte Frau. Ich nannte sie Mutti. Sie bekam mit, dass ich meine Kollegen rasierte, ihnen die Haare schnitt. Jedenfalls sagte sie mir: „Schau, in der Kronen Zeitung gibt es eine Stellenanzeige, sie suchen einen Friseur.“ Sie hat für mich dort angerufen und es hat funktioniert. Gott habe sie selig. 16,5 Jahre habe ich als Friseur gearbeitet, zuerst im 19. Bezirk in der Krottenbachstraße, dann im 20. Bezirk. Ich habe gespart und im 16. Bezirk meinen eigenen Friseursalon eröffnet, bin dann aber pleite gegangen (lacht). Eine halbe Million Schilling habe ich verloren. Ich bin aber deswegen nicht traurig, Hauptsache wir sind am Leben.



Ehepaar Biçer mit ihren Söhnen im Jahr 1974 in Wien; Foto: Privat

Aber warum haben Sie sich überhaupt für eine Arbeit im Ausland beworben?

Kamil Biçer: Wegen der Armut. Wenn man arm ist, macht man alles. Ich bin nicht in die Schule gegangen. Ich habe selber lesen und schreiben gelernt. Bis ich neun Jahre alt war sprach ich nur Arabisch, ich konnte kein Türkisch. Mit neun kam ich in einen Friseursalon, ich habe die Haare zusammengekehrt, das Mittagessen geholt. Mit zwölf Jahren war ich dann schon Gehilfe. Ich habe nicht viel verdient. Hier in Österreich hatte ich einen Stundenlohn von zwölf Schilling. Das war um einiges besser.

Frau Biçer, Sie blieben vorerst in der Türkei. Wie war es für Sie in dieser Zeit?

Vidat Biçer: Mein ältester Sohn war damals erst sechs Monate alt. Mein Mann arbeitete neun Monate in Österreich und kam im Winterurlaub, wenn die Bausaison zu Ende ging, für drei Monate zu uns. Dann habe ich meinen zweiten Sohn bekommen. 1970 hat uns mein Mann nachgeholt. Als wir kamen, hatte er schon eine Wohnung für uns gemietet. Ich war glücklich bei meinem Mann zu sein. Es war mir egal, wie es in Österreich war. Wichtig war für mich, mit ihm und den Kindern zusammen zu sein. Mein dritter Sohn kam in Wien zur Welt.

Was war Ihr erster Eindruck von Wien?

Vidat Biçer: Es gab so viel Schnee.

Mein Mann hat gesagt, gehen wir mit den Kindern zum Brunnenmarkt. Ich habe geweint, die Kinder haben geweint, so kalt war es. Wir haben gesagt, „Gemma nach Hause, setzen wir uns auf den Ofen“. Bei uns in der Türkei schneit es alle vier Jahre einmal, dann kommt die Sonne und der Schnee ist weg.

Wann haben Sie angefangen zu arbeiten?

Vidat Biçer: Ich habe ab 1971 zehneinhalb Jahre lang in der Schokoladenfabrik Bensdorp im 19. Bezirk gearbeitet. Bevor ich dort anfang, schickte ich meine beiden jüngeren Söhne für eine Zeit lang zu meiner Familie in die Türkei. Der Älteste ging in Wien in den Kindergarten. Dann ist die Firma Bensdorp nach Tulln gezogen. Nachdem wir die neuen Arbeiterinnen eingeschult hatten, hat man uns gekündigt. Anschließend habe ich sieben Monate bei Phillips und 15 Jahre lang als Bedienerin in einer Kosmetikgroßhandelsfirma gearbeitet. Dann bin ich beim Postholen ausgerutscht und habe meine Hand verletzt, ich war drei Wochen lang im Krankenstand. Daraufhin hat man mich gekündigt, knapp bevor meine 15 Jahre vorüber waren. Ich habe dadurch weniger Abfertigung bekommen, als mir nach 15 Jahren zugestanden wäre. Ich war 53 Jahre alt. Ein Jahr war ich arbeitslos, danach bezog ich Notstandshilfe. Mit 55 ging ich in Pension. Es gab keine Arbeit, wer sollte mich noch anstellen?

Kamil Biçer: Ich bin mit 62 Jahren in Pension gegangen.

Wie war es in den 1970er Jahren als Türke in Österreich zu leben?

Kamil Biçer: Als die ersten türkischen Arbeiter Anfang der 1960er Jahre nach Österreich gekommen sind, wurden sie mit Musikkapellen im Südbahnhof empfangen. Das muss ein schönes Gefühl gewesen sein. Sie werden sich gedacht haben, „Da schau her, wir sind wer, dass man uns so empfängt“. (lacht)

Als ich in Semmering am Oberbau gearbeitet habe, sind Österreicher gekommen, um zu sehen, wie die Türken ausschauen, was das für Menschen sind. Sie wussten von den Türken, die vor den Toren Wiens gestanden sind und so mächtig waren. Also kamen sie, haben sich hingestellt und uns beobachtet. Sie müssen enttäuscht gewesen sein, wir waren ja kleine Männer, insbesondere ich, ich bin ja so klein. Sie nannten uns Kara Mustafa! (lacht)

Vidat Biçer: Als ich noch gearbeitet habe, organisierte der Betriebsrat Ausflüge. Sie führten uns zu Ausstellungen über Türkenbelagerungen. Nach Ungarn, in die Tschechoslowakei, nach Niederösterreich...

Wie ging es Ihnen mit der deutschen Sprache? Gab es damals schon Sprachkurse?

Kamil Biçer: Es gibt die Sprachkurse erst seit 20 Jahren. Früher waren sie nicht populär. Ich habe keinen Kurs besucht, ich habe selber Deutsch gelernt. Gekümmert hat sich nur mein Meister um mich, sonst niemand. Und um die Steuern, die ich bezahlt habe, hat man sich auch gekümmert (lacht). Wir hatten nichts mit dem Staat zu tun.

Ich habe alle meine Söhne in den Kindergarten geschickt. Nachdem wir den Kindergarten und den Hort gezahlt hatten, blieben vom Gehalt meiner Frau nur noch 75 Schilling übrig. Freunde fragten, warum meine Frau überhaupt arbeiten geht, wenn wir das ganze Geld für den Kindergarten ausgeben? Sie könnte gleich zu Hause bleiben und auf die Kinder aufpassen. Ich sagte, „Wenn meine Frau und meine Kinder zu Hause bleiben, was sollen die Kinder von mir oder von ihr lernen? Im Hort lernen sie wie die Österreicher und sie reden dann wie die Österreicher. Von mir lernen sie nichts!“

Vidat Biçer: Ich habe in der Schokoladenfabrik für andere Türkinnen gedolmetscht, auch ohne Deutschkurs. Ich habe zuerst Jugoslawisch gelernt, habe mir ein Heft gekauft und alles aufgeschrieben, um mich mit meinen Kolleginnen zu verständigen. Unsere Kinder haben mit uns Deutsch gesprochen. Erst dann habe ich ihnen



Rauf aufs Fahrrad! Die Initiativen **Bikekitchen** und **Critical Mass** wollen den öffentlichen Raum zurückerobern.
In der **Radio-Stimme-Nachlese**.



auf Seite
28

„Man hat es sicher in den Archiven festgehalten, wann die ersten Arbeiter gekommen sind. Das muss man feiern! Das ist ja die Geschichte von diesem Land. Das ist nicht mehr die Türkei, das ist Österreichs Geschichte. Die Türken und die Jugoslawen haben das Land aufgebaut. Aber der Staat denkt nicht daran.“

Türkisch beigebracht. Arabisch können sie verstehen, aber nicht sprechen. Bis auf meinen ältesten Sohn, er spricht Arabisch, er hat erst in Wien Türkisch gelernt.

Was machen Ihre Kinder heute?

Kamil Biçer: Sie waren alle im Realgymnasium, haben aber leider nicht mit Matura abgeschlossen. Aber Gott sei Dank haben sie alle einen Beruf gelernt. Ein Sohn arbeitet im Hotel an der Rezeption. Ein anderer war erst Lehrling, dann Geselle und ist nun Abteilungsleiter bei einem großen Autohaus. Der dritte Sohn ist Elektriker. Alle verdienen gut. Sie haben selber schon Familien.

Wie geht es Ihnen mit den politischen Diskussionen um Migration und MigrantInnen in Österreich, insbesondere in den Wahlkampfzeiten, wenn der Ton schärfer wird?

Kamil Biçer: Wir kümmern uns weder um Politik noch um Religion. Mensch ist Mensch. Ich würde niemanden diskriminieren. Auch in Antakya, wo wir herkommen, gibt es Muslime, Juden und Christen. Es gibt freudige und traurige Entwicklungen, das ist schon wahr. Aber wie willst du es ändern, hast du eine Alternative?

Vidat Biçer: Alle unsere Nachbarn sind Österreicher, in diesem Haus sind wir die einzigen Türken. Zu Beginn waren sie nicht erfreut, dass Türken hier eine Eigentumswohnung gekauft haben. Aber jetzt geht es.

Wir gehen in den Pensionistenclub. Wir sind befreundet mit den Österreichern dort. Wenn Kamil nicht mitkommt, fragen sie mich, ob ihm etwas fehlt. Sie sind gute Menschen. Wir sind jeden Tag von 13 bis 18 Uhr

dort, trinken Kaffee, essen Kuchen, machen gemeinsam Ausflüge.

Wie sehen Sie sich heute? Als Gastarbeiter oder als Migrant?

Kamil Biçer: Wir nennen uns Türken und nachträgliche Österreicher.

Vidat Biçer: Die Enkelkinder sagen, sie sind Österreicher, denn sie sind hier geboren. Genauso wie unser jüngster Sohn.

Gibt es heute Momente, wo Sie mit dem Gedanken spielen, zurück in die Türkei zu gehen?

Kamil Biçer: Nein. Diese Frage ist uns fremd. Wir bleiben. Wir sind zwar mit der Absicht gekommen zurückzukehren, aber letztendlich sind wir geblieben. Ich sage nicht leider. Gott sei Dank sind wir geblieben. Das ist gut für die Zukunft unserer Kinder und Enkelkinder. Wir fahren zwar fünf Monate im Jahr in die Türkei, aber vermissen Österreich, wenn wir dort sind. Ich habe meinen Kindern gesagt, dass ich in Wien ein Grab kaufen werde. Meine Nachkommen werden, wer weiß noch wie viele lange Jahre, hier bleiben. Ich habe sieben Enkelkinder, sie werden auch Kinder bekommen. Wir denken nicht einmal daran zurückzukehren.

Vor 50 Jahren, im Jahr 1962, beschloss Österreich das erste Arbeitskräfte-Anwerbeabkommen mit Spanien.^[1] Würden Sie sich zu diesem Jubiläum etwas Besonderes erwarten oder wünschen?

Kamil Biçer: Ich würde so gerne meine Arbeitskollegen wieder treffen! Alle Kollegen, mit denen ich drei Jahre

lang in Semmering, in Mürzzuschlag und in Wiener Neustadt, Bahnsteig für Bahnsteig auf der ganzen Strecke gearbeitet habe. Ich würde diese Menschen so gerne noch einmal sehen, falls sie noch in Österreich leben und gemeinsam mit ihnen die 50 Jahre feiern.

Für die österreichische Regierung scheint unser Dasein egal zu sein. Es gibt keine Würdigung. Man hat es sicher in den Archiven festgehalten, wann die ersten Arbeiter gekommen sind. Das muss man feiern! Das ist ja die Geschichte von diesem Land, die Geschichte von Österreich. Das ist nicht mehr die Türkei, das ist Österreichs Geschichte. Ich unterstreiche das: Ob Türken oder Jugoslawen, die Gastarbeiter haben unter den schlechtesten Bedingungen gearbeitet, sie haben die schlechtesten Jobs bekommen. Damals gab es in Österreich keine jungen Leute. Es war Nachkriegszeit. Österreich hat seine Unabhängigkeit erst 1955 erhalten, oder? Die Türken und die Jugoslawen haben das Land aufgebaut. Aber der Staat denkt nicht daran.

Erst nach diesem Interview erfuhren wir vom Festakt „Wir sagen Hvala! Teşekkür! Danke!“, den die Grünen anlässlich des 50jährigen Jubiläums des ersten Arbeitskräfte-Anwerbeabkommens am 24. Mai im österreichischen Parlament veranstaltet haben. Zu diesem Zeitpunkt hatten sich Herr und Frau Biçer jedoch leider schon auf den Weg nach Antakya gemacht, um in ihrem Haus am Meer den Sommer zu verbringen.



Wien 1970; Foto: Privat

^[1] Das Anwerbeabkommen mit Spanien blieb – im Gegensatz zu jenem mit der Türkei (1964) und Jugoslawien (1966) – aufgrund der geringen Anwerbeerfolge bedeutungslos.

Neue Namen braucht der Ring

Der Dozent trifft Groll vor der Wiener Universität.

„Freund Groll! Wie schön, Sie in der Stadt anzutreffen! Ich weiß, dass Sie Floridsdorf nur selten verlassen, eine Sache von einiger Bedeutung muss Sie in die Innenstadt geführt haben.“

„Verehrter Dozent, Sie haben recht. Ganz Europa feiert am 8. Mai den Tag des Sieges über Nazi-Deutschland, nur Österreich nicht. Ich mache den Anfang.“

„Tatsächlich! Heute vor siebenundsechzig Jahren erfolgte die bedingte Kapitulation Nazi-Deutschlands vor den Alliierten.“

„Ich feiere aber noch etwas.“

„Ich höre.“

„Ich feiere die Umbenennung des Dr.-Karl-Lueger-Rings. Er heißt jetzt Universitätsring. Diesen Umstand feiere ich aber mit Vorbehalt.“

„Wieso das? Hegen Sie heimliche Sympathien für den ‚schönen Karl‘?“

„Das nicht. Ich hätte diesem Teil der Ringstraße lieber einen anderen Namen gegeben.“

„Welchen?“

„Straße des 13. März 1992.“

„Ich verstehe nicht.“

„Ganz einfach. Der 13. März ist, wie Sie wissen, ein bedeutsames Datum in der österreichischen Geschichte. An einem 13. März brach hier ums Eck, in der Herrengasse, die 48-er Revolution aus; am 13. März 1938 marschierte die Deutsche Wehrmacht in Österreich ein; am 13. März 1957 wurde die Paritätische Kommission, das Herzstück der Sozialpartnerschaft, in der Wiener Zeitung amtlich verlautbart – und am 13. März 1992 gründeten behinderte Menschen nach jahrelangen Kämpfen gegen bevormundende und ausgrenzende Sozialbehörden das erste Selbstbestimmt-Leben-Zentrum Österreichs – BIZEPS. Es wäre mutiger gewesen, den Lueger-Ring in ‚Straße des 13. März 1992‘ umzubenennen, denn die Leistung dieser Behindertenaktivistinnen- und Aktivisten kann in seiner zivilisatorischen Dimension gar nicht hoch genug eingeschätzt werden.“

„Ein interessanter Gedanke.“

„Noch besser wäre es allerdings gewesen, man hätte die Namen hervorragender Kämpferinnen und Kämpfer der Bewegung ebenfalls mit Namensnennungen geehrt, und zwar auf der gesamten Ringstraße: Ladstätter-Ring, Srb-Ring, Brozek-Ring, Maron-Bastei, Scheuer-Passage und so weiter. Die Leute hätten gefragt, wer diese Menschen sind und was sie geleistet haben, und wir könnten den Fragestellern sagen, das – und etliche andere – sind die Namen jener Menschen, die Österreich, was die Politik von und für behinderte Menschen betrifft, in die Moderne versetzt haben. Ihre Leistungen und ihre Namen würden der Welt zeigen, dass Österreich nicht nur der Hort rechtsradikalen Protestes ist. In den Schulbüchern würden sich die Lebensläufe dieser Veteranen der Bürgerrechtsbewegung behinderter Menschen finden. In kenntnisreichen Fernsehdokumentationen (die zum Teil von behinderten

Menschen stammten) würden Leben und Wirken den übrigen Österreichern näher gebracht, so dass die werten nichtbehinderten Mitmenschen nicht mehr Scheu oder Ekel gegenüber Menschen mit Behinderung empfinden, sondern Respekt und ein klein wenig Stolz. Schließlich würden die Antlitze dieser Kämpferinnen und Kämpfer für ein besseres Österreich auf Briefmarken erscheinen, Fußballstadien und Kulturzentren würden nach ihnen benannt werden.“

„Das ist wahrlich ein schöner Traum.“

„Noch ist es ein nur ein Traum.“

„Was macht Sie so zuversichtlich, dass der Traum Wirklichkeit wird?“

„Die Tatsache, dass behinderte Menschen in Österreich in den vergangenen drei Jahrzehnten mehr und mehr Verfügungsgewalt über ihr eigenes Leben erkämpften, dass sie entgegen aller Schwarzseherei das Pflegegeld durchsetzten, die schulische Aussonderung zumindest zeitweise beendeten und erste, wichtige Schritte in Richtung Antidiskriminierung erreichten.“

„Aber Sie wissen selber am besten, dass an vielen dieser Erregenschaften in den letzten beiden Jahren gezerrt und gewickelt wurde, Herr Hundstorfer, der in der Schmierenskomödie der heimischen Sozialpolitik den Minister gibt, hat sogar Dutzende Erleichterungen und Unterstützungen für behinderte Menschen komplett gestrichen, worauf sich seine steirischen Genossen ein Beispiel nahmen und ihrerseits noch perfidere Attacken auf die Menschenrechte und die Würde behinderter Menschen ins Werk setzten.“

„Die Schande, die diese Leute auf sich geladen haben, ist groß. Allen Rückschritten zum Trotz gilt aber: Wir sind noch immer vorhanden, und wir wehren uns. Und BIZEPS ist ein wesentlicher und unverzichtbarer Teil unseres Widerstands. Dass es in diesem Land, in dem behinderte Menschen vor 70 Jahren massenhaft ermordet wurden, eine autonome Behindertenorganisation gibt, die sich den Ideen des Internationalen Independent Living Movement verschrieben hat und von Jahr zu Jahr an Durchsetzungskraft, Ausstrahlung und Expertise zulegt, macht Mut für kommende Auseinandersetzungen. Wir werden zwar nicht alles erreichen, was wir uns vorgenommen haben, aber wir werden mehr erreichen, als uns andere zutrauen. Viel mehr.“

„Dessen sind Sie sich sicher?“

„So sicher wie die Räder meines Joseph mich durch die Stadt geleiten. Kommen Sie mit?“

„Wohin?“

„In die Schönngasse im zweiten Bezirk. Ins BIZEPS-Headquarter, es gibt Gratiswein und Kuchen.“

„Meinen Sie nicht, dass ich dort fehl am Platz bin?“

„Die BIZEPS-Leute sind für ihre Großzügigkeit bekannt. Kommen Sie schon. Das Geburtstagsfest beginnt in wenigen Minuten.“

Groll beschleunigt den Rollstuhl, der Dozent läuft, sein Rennrad an der Hand, neben ihm her.

Wo ist hier der Spiegel?

Wien auf der Suche nach postmigrantischem Theater

An den institutionalisierten Bühnen Wiens ist die Präsenz von SchauspielerInnen mit sogenanntem Migrationshintergrund marginal. Auch in den verhandelten Themen kommt Migration kaum oder nur klischeehaft vor. Der Zugang zu den Kulturinstitutionen und folglich zu den Entscheidungsposten ist ein schwieriger. Vor diesem Hintergrund wurde von Oktober 2011 bis Februar 2012 im Rahmen der Projektreihe **Pimp my Integration** heftig über ein postmigrantisches Theater in Wien diskutiert.

Die von Aslı Kışlal und Carolin Vikoler von **daskunst** sowie Harald Posch und Ali M. Abdullah von **Garage X** kuratierte Projektreihe bestand aus internationalen wie heimischen Theaterproduktionen und einer Diskussionsreihe, zu der WissenschaftlerInnen, KünstlerInnen und kulturpolitisch Verantwortliche eingeladen waren.

Schlagwörter wie Integration oder unzureichende Deutschkenntnisse, die den österreichischen Migrationsdiskurs seit 20 Jahren zunehmend dominieren, durften auch hier nicht fehlen. So werden vermeintlich mangelnde Kenntnisse der deutschen Sprache wiederholt als Argument herangezogen, um die Unterrepräsentanz von

postmigrantisches ein politisches Potential, weil er gegen vorherrschende Formen der Sichtbarkeit von Migration aufbegehrt und gesellschaftliche Ausschlussmechanismen zum Thema macht.

Im Hinblick auf die strukturelle Diskriminierung, die sich im Kulturbetrieb widerspiegelt, wurde Kritik an der Konzentration der Diskussionen auf die Kategorien migrantisch/postmigrantisches laut. Gerade im Bezug auf das Theaterpublikum schlug etwa der Sozialwissenschaftler Kenan Güngör vor, den Diversitätsbegriff auszuweiten und sozioökonomische Faktoren stärker zu berücksichtigen. Wer geht überhaupt ins Theater oder wer bleibt fern? Sind es wirklich nur „türkische Jugendliche“ oder BerufsschülerInnen allgemein? Handelt es sich dabei um Kinder

In den Diskussionen wurde wiederholt eine neue Sichtbarkeit der Migrationsrealität auf den Bühnen gefordert. Theater als Spiegel der Gesellschaft im Sinne Shakespeares hinke in Österreich der gesellschaftlichen Wirklichkeit nach. „Das Theater ist zu einem Museum geworden“, brachte es die Regisseurin und Schauspielerin Aslı Kışlal auf den Punkt.



Intensiv debattiert wurde auch über die Einführung von Quoten als Form von „Migrant Mainstreaming“ im Kulturbetrieb. BefürworterInnen sehen in der Quotenregelung die Möglichkeit Diskriminierung strukturell zu bekämpfen. GegnerInnen jedoch weisen auf die Gefahr hin, dass in diesem Fall nicht mehr Talent, sondern Herkunft zum Auswahlkriterium wird. Dass Talent und Herkunft sich nicht ausschließen müssen, wird bei letzterem Argument systematisch ausgeblendet. Vielleicht einer der Gründe, warum Kulturarbeit von und mit MigrantInnen in diesem Land beständig mit Sozialarbeit verwechselt wird.

Für die Einführung von Quoten spreche die systematische Ausschließung, die den österreichischen Kulturbetrieb bzw. die Gesellschaft im Allgemeinen charakterisiert, so der deutsche Autor und Journalist Mark Terkessidis. Für tiefgreifende strukturelle Veränderungen reiche der Hype nicht aus, den das Thema Migration und postmigrantisches Theater im Kunst- und Kulturbetrieb derzeit erfahre.

migrantischen SchauspielerInnen auf den institutionalisierten Bühnen zu erklären. Jedoch, so der erfolgreiche türkische Regisseur und Autor Nurkan Erpulat, „Man muss nicht akzentfrei sprechen, auch nicht als Schauspieler“. Ganz zu schweigen von der übereilten Annahme, ein nicht österreichisch klingender Name könne nur schlecht Deutsch sprechen.

Es seien die Institutionen, die sich zu integrieren haben, in dem sie sich der gesellschaftlichen Wirklichkeit stellen. „Wir alle leben die postmigrantische Realität“, so Aslı Kışlal. Für den Bildungswissenschaftler Erol Yıldız, der den Begriff postmigrantisches im wissenschaftlichen Kontext geprägt hat, liegt dessen Potenzial einerseits in der Perspektivenverschiebung in der Geschichtsschreibung; zum anderen in der Zurückweisung von zugeschriebenen Identitäten durch die sogenannte zweite und dritte Generation. Sowohl für Kışlal als auch für Yıldız beinhaltet der Begriff

„kopftuchtragender türkischer Frauen“ oder vielmehr von Putzfrauen? Förderungen sollten allgemein stärker nach Diversitätsprinzipien vergeben werden.

Fazit von **Pimp my Integration** war: Eine Normalisierung kommt nicht von allein, sondern ist zu erkämpfen. Fehlen die Kämpfe, bleiben gesellschaftliche Veränderungen aus.

„Die Projektreihe hat eine wichtige Diskussion initiiert, doch darf es nicht dabei bleiben. Nun ist die Politik gefordert, mit Taten zu folgen“, meint Aslı Kışlal vier Monate danach. Nach der überraschenden Absage von Shermin Langhoff, die 2014 als Co-Intendantin der Wiener Festwochen antreten und postmigrantisches Theater nach Wien bringen sollte und deren Name in den Diskussionen mehrfach fiel, herrscht allerdings etwas Ratlosigkeit. Wird in Wien doch alles beim alten bleiben?

Pedalrevolution – Die Stadt gehört uns!

Fahrradinitiativen wollen den öffentlichen Raum zurückerobern

Radfahren als revolutionäres Konzept? Viele engagierte Personen zeigen bereits vor wie das geht. Ob Citybike, Longbike, Tallbike, Einrad, Tandem oder Tridem – vom Fahrradsattel aus werden Emanzipation und Umweltschutz gelebt und alternative Raum- und Mobilitätskonzepte jenseits der vom Auto dominierten Gesellschaft entworfen. **Radio Stimme** hat sich fahrradpolitisch in Wien umgesehen und ist dabei auf Initiativen wie die Fahrrad-Selbsthilfe-Werkstatt **Bikekitchen** und die **Critical Mass** gestoßen.



Fahrrad-Selbsthilfe-Werkstatt Bikekitchen; Foto: Susanna Fellner

Was gilt es in Wien punkto Radverkehrsfreundlichkeit zu verbessern? Ein Blick auf die Straßen zeigt: Einiges. Denn trotz zunehmenden Radverkehrsanteils bleibt der Raum für Radler_innen weiterhin stark begrenzt. Abseits der Hauptverkehrsrouten sind sie auf schmalen Radwegen für Autofahrer_innen kaum wahrnehmbar, im gesellschaftlichen Bewusstsein jedenfalls keine gleichberechtigten Verkehrsteilnehmenden. Der nebensächliche Umgang mit dem Thema Fahrrad hat – genauso wie die Überhöhung des motorisierten Verkehrs – österreichweit Tradition.

Wien ist in dieser Hinsicht eine Vorzeigestadt im negativen Sinn: In den 1960er und 1970er Jahren forcierte die Stadt die autogerechte Planung und investierte massiv in den Ausbau des Straßenverkehrsnetzes. Radfahrer_innen wurden aus dem Straßenraum verdrängt. Später ging es im Zuge der Bemühungen um lebenswertere Umweltbedingungen vorwiegend um den Ausbau der Fußwege und des öffentlichen Verkehrs. Die

Förderung des Radverkehrs ist erst seit den 1980er Jahren wieder auf der politischen Agenda, das Auto hat jedoch kaum an seiner Sonderstellung eingebüßt. Auch mit der rot-grünen Stadtregierung, die seit November 2010 ihres Amtes waltet und erstmals einen Fahrradbeauftragten für die Stadt Wien ernannte, hat sich noch nicht viel geändert. Bei der Durchsetzung der eigenen Rechte und Forderungen setzen daher Radfahrer_innen schon seit langem auf Selbsthilfe. Dabei geht es nicht nur um veränderte Mobilitätskonzepte sondern auch um alternative Lebensentwürfe zur Raumnutzung und um gesellschaftlichen Wandel.

Schraubend und hämmend aus Abhängigkeiten befreien

„Autofahren kann mensch sich wirklich abgewöhnen.“ Davon ist Bernd, langjähriger Mitwirkender im hierarchiefreien und offenen Kollektiv der **Bikekitchen**, der ersten Wiener Fahrrad-Selbsthilfe-Werkstatt, im **Radio Stimme**-Interview überzeugt.

Der Umstieg vom Auto aufs Rad sei ein Schritt hinaus aus alltäglichen Abhängigkeiten und damit ein Akt der Selbstermächtigung. Denn mit der Möglichkeit, sich mittels der eigenen Körperkraft in kurzer Zeit von einem Ort zum anderen bewegen zu können, komme es auch zur Loslösung von finanziellen Belastungen, lästigen Wartezeiten auf Öffis oder im Stau, endloser Parkplatzsuche und nicht zuletzt begrenzten natürlichen Ressourcen. Dieser emanzipatorische Ansatz ist zentral in der Philosophie der **Bikekitchen**, die im Radeln an sich wie im Reparieren, Zerlegen und Herumbasteln am eigenen Fahrrad selbstermächtigende Praktiken erkennt.

Offiziell ein Verein „zur Förderung der Fahrradkultur in Wien“ öffnete die **Bikekitchen** im Mai 2008 in der Goldschlaggasse 8 im 15. Bezirk ihre Türen zu Werkstättenbereich, Küche und Wohnzimmer. Seither bietet die so genannte „ReparierBAR“ jeden Donnerstagnachmittag Raum um sich klassische Fahrradre-

paraturen beizubringen, etwa einen Achter herauszubiegen oder eine Tretkurbel zu ersetzen, oder gleich ein neues Fahrrad zusammenzubauen. Gelernt wird von und mit anderen, durch ausprobieren, zuschauen und Fragen stellen. Kommerzielle Interessen verfolgt das Projekt keine, anfallender Bedarf wird durch ehrenamtliche Mitarbeit, Sach- und Geldspenden gedeckt. Weitere wichtige Adjektive für das gemeinsame Werken in der **Bikekitchen** sind feministisch, antirassistisch und anti-sexistisch. Dass sich diese Konzepte in der Praxis oft nicht so leicht umsetzen lassen und gerade im gesellschaftlich männlich konnotierten Werkstattbereich Mitwirkende wiederholt in klassische Geschlechterrollen verfallen, damit sieht sich auch die **Bikekitchen** immer wieder konfrontiert. Aus diesen Erfahrungen heraus hat sich am jeweils ersten Freitag im Monat der Frauen-/Lesben-/Transgender-Selbsthilfwerkstatt-Tag etabliert, an dem Frauen ohne jegliche männliche Bevormundung ihre Reparaturarbeiten durchführen können.

Wir sind der Verkehr!

Während sich die Bikekitchen vor allem auf Selbstermächtigung durch und im Umgang mit dem Fahrrad konzentriert, zielt die sogenannte **Critical Mass-Bewegung** auf die aktive Rückeroberung des öffentlichen Raums – wie die Aktivistin Hannah im Interview erzählt. Als **Critical Mass** bezeichnet sich eine kunterbunte Ansammlung von Radfahrer_innen, die sich zu regelmäßigen Zeitpunkten oder nach spontaner Absprache treffen um gemeinsam beliebig durch die Stadt zu radeln. In Wien passiert das derzeit jeden dritten Freitag im Monat. Straßen, die sonst nur Autokolonnen vorbehalten sind, werden so zu Radwegen, Autos zumindest für wenige Minuten zum Stillstand gebracht.

Das Konzept der **Critical Mass** entstand in den frühen 1990er Jahren im US-amerikanischen Raum mit dem Ziel durch konzentriertes Auftreten öffentlich aufzufallen und so Bewusstsein für eine dringend notwendige Raumumverteilung im Verkehr zu schaffen – angesichts der verkehrspolitischen Ver-

hältnisse in Wien ein hochaktuelles Anliegen. Denn während sich Radfahrer_innen aufgrund der Radwegbenutzungspflicht zunehmend auf den Radwegen drängen, wird der öffentliche Raum von parkenden und fahrenden Autos dominiert. Die Verdoppelung des Radverkehrsanteils von derzeit sechs auf zehn Prozent bis 2015, die sich der Wiener Fahrradbeauftragte auf die Fahnen geschrieben hat, kann ohne alternative Raumnutzungskonzepte und einen rückläufigen Autoverkehrsanteil nicht funktionieren. Die Wiener **Critical Mass** drängt daher mit der Forderung „Wir sind der Verkehr!“ auf eine zunehmende Integration der Radler_innen in den Fließverkehr. Die **Critical Mass** fühlt sich keiner politischen Gruppierung verpflichtet, hat ebenso wenig Verantwortliche oder interne Hierarchien: Die Routen sind vorher nie festgelegt. Die Leute in den vordersten Reihen entscheiden sich spontan für den einen oder anderen Weg. Die Polizei toleriert die unangemeldeten Veranstaltungen in der Regel und begleitet diese zuweilen selbst auf Fahrrädern. Mittlerweile findet sich **Critical Mass** weltweit in über

300 Städten, bei jährlichen Großevents wie beispielsweise in Budapest mit rund 80.000 Teilnehmer_innen aus der ganzen Welt.

Fahrradfahren als politisches Statement

Was durch die Praxis des Fahrradfahrens und durch mehr Raum für Radfahrer_innen – „auf den Straßen, in den Köpfen und in der Planung“ (IG Fahrrad) – für eine alternative Lebensgestaltung möglich ist, spiegelt sich in den Vorschlägen von Initiativen wie der **Bikekitchen** und der **Critical Mass** wider: Eine autofreie Innenstadt, ein autofreier Ring böten mehr Raum für andere Verkehrsteilnehmer_innen und damit mehr Lebensqualität abseits gewohnter Lärmkulissen und Luftverschmutzung. Das Abrücken vom überhöhten Stellenwert des motorisierten Verkehrs eröffne finanzielle Spielräume für radfreundliche Infrastrukturlösungen. Eine gemeinsame Nutzung des öffentlichen Raums führe zur besseren Kommunikation und Achtsamkeit der Verkehrsteilnehmer_innen untereinander – in vielen Städten bereits er-

probt und bestätigt entgegen wiederkehrender anderwärtiger Behauptungen. Darüber hinaus wäre das gesamte Ausmaß des gesellschaftlichen Wandels kaum absehbar, der mit einer Entwicklung weg vom autodominierten Raumkonzept verbunden ist: Ein Parkplatz wird zur Werkstatt, eine Straße zum Kindergarten – wer weiß was noch?

Der nächste Schritt dorthin: Rauf aufs Fahrrad! Denn: „Fahrradfahren ist hochpolitisch! Es ist deswegen hochpolitisch, weil Verkehr an sich hochpolitisch ist“, meint Bernd von **Bikekitchen**, „Jedes Fahrrad und damit jedes Auto weniger ist eine Kerbe in diesem Stamm der KFZ-dominierten Gesellschaft. Wir machen uns abhängig von einem Verkehrsmittel, mit dem wir dann zur Arbeit fahren um es abbezahlen zu können, um die ganze Infrastruktur abbezahlen zu können. Wir zahlen alle mit am Erhalt dieser verkehrs- und gesellschaftspolitischen Struktur. Deswegen ist Fahrradfahren ein hochpolitischer Akt.“

Teresa Peintinger ist Redakteurin bei Radio Stimme.

Die Radio Stimme Fahrrad-Frühlingssendung mit den gesamten Interviews mit Bernd, Maria (Bikekitchen) und Hannah (Critical Mass), geführt von Susanna Fellner und Anne Erwand, zum Nachhören unter: <http://cba.fro.at/57301>

Weiterführende Links:

<http://bikekitchen.net/index.php/Home> | <http://www.criticalmass.at> | <http://lobby.ig-fahrrad.at>



das politische magazin
abseits des mainstreams

auf freien radios und im internet

www.radiostimme.at

Wien	Orange 94.0
Innsbruck	FREIRAD
Graz	Radio Helsinki
Kärnten / Koroška	Radio AGORA
Bludenz	Radio Proton
Salzburg	Radiofabrik
Linz	Radio FRO
Salzkammergut	Freies Radio Salzkammergut
Kremstal	Freies Radio B138
Berlin	Radio Alex

Im Juli 2012

Schwer hat man es als Vertreter einer Minderheit heutzutage, wenn wieder einmal einer der Unsrigen vor dem Parlamentskadi antanzen muss und Auskunft geben soll. Weil die meisten sich so gar nicht erinnern können, fragen wir uns, ob die Krankheit Alzheimer viel früher auftreten kann als gedacht. Bei solchen Vertretern haben wir derzeit alle nichts zu lachen. Im Ort hat sich bereits ein Nichtwähler-Verein konstituiert, dessen Mitglieder uns bereits auf der Straße anpöbeln. Der kommt aber seinerseits unter Druck, weil sich alle Analphabeten im Umkreis, die einen Computer haben, zu den „Bieraten“ zusammengeschlossen haben. Wobei die eigenwillige Schreibweise Programm ist. Den Einzug in den Innsbrucker Gemeinderat haben sie so gefeiert, dass der Brauntresch sofort an die Schlagenden in seiner Partei gedacht hat.

Womit wir beim Dr. Graf sind. Wie die Sache mit der Frau Meschar in den Medien so richtig explodiert ist, haben sich der Rotlauf und der Grünlinger daran erinnert, dass da Anfang Mai ja der frühere Finanz- und Ölminister Shakri Ghanem aus Libyen in der Neuen Donau ersoffen ist. Dann haben sie gerätselt, ob der vielleicht einen Riesenfehler begangen hat – ließ für sein Schwarzgeld eine Stiftung errichten und hat wen damit beauftragt? Genau! Haben ja seit dem Haider immer gute Kontakte zum Libyer als solchen gehabt, die Burschen. Der Grünlinger hat den Brauntresch gefragt, ob bald ein neues Plakat von der FPÖ zu erwarten ist, wo bei einem Porträt vom Graf steht: „Omas schröpfen statt Hammel köpfen!“ Jetzt, wo der Krone Haus-Dichter Wolf Martin gestorben ist, reimt der Kickl ja allein auf weiter Flur.

Das mit der Meschar ist ein Riesenfehler gewesen, gibt sogar der Brauntresch zu. Denn in Österreich darfst du alles, aber eines nicht: Das Geld, das eine alte Frau dem Tierschutzheim spenden will, in die eigene Tasche stecken. Wo doch vielleicht die Tierecke der Krone davon profitiert hätte. Blöd war auch, sagt der Brauntresch, im Rotfunk anzurufen, um den Graf-Beitrag zu verhindern. Bei dieser linkslinken Jagdgesellschaft ist klar, dass das an die Öffentlichkeit kommt. Da hab ich das Eigenschaftswort linkslink nach Monaten wieder vor dem Hauptwort Jagdgesellschaft gehört, das in letzter Zeit ja nur nackt verwendet wird. Oder in Verbindung mit dem Paragrafen-Ali, der Entscheidungsträger zum HalAli einlädt. Wobei das Herumballern in der Gegend nur den Schutzschild liefert für den wirklichen Grund der Veranstaltung: Neben der Jagd gibt es auch eine Schnitzeljagd, bei der für spezielle Teilnehmer Geldsackerln versteckt sind.

Beim Wort Jagd zuckt auch der Kommerzienrat zusammen, weil sein Tiroler Landeshauptling da so manchen Bock schießt. Teils auf Einladung, teils weil er sich uneingeladen reindrängt in Sachen, wo er nichts zu suchen hat. Wie beim Trainingslager unseres Fußballnationalteams. Da ist er zum Fußballer David Alaba, der fast täglich mit Bild in der Zeitung war und eine dunklere Hautfarbe hat, hingegangen und hat ihn auf Englisch gefragt: „How do you do?“ Der hat gesagt, der Platter könne ruhig deutsch mit ihm reden, er sei Österreicher. Da haben wir alle viele Tage gelacht – bis auf den Schwarzschanderl. Der hat gemeint, erstens

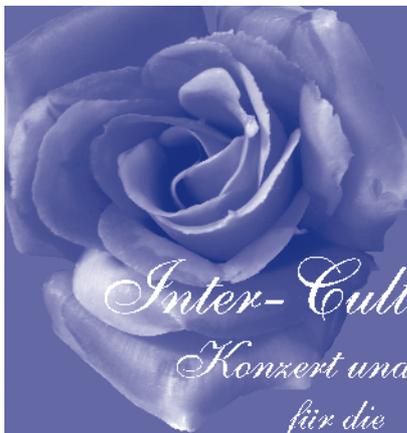
sei der Platter früher Innenminister gewesen und denen müsse man viel nachsehen. Zweitens wollte er nur zeigen, dass er Fremdsprachen besser beherrscht als seine Nachfolgerin mit ihrem „Shortly, without von delay.“ Drittens habe er eh nicht dazu gesagt: „Do you want a banana, Bimbo?“

Womit wir beim Fußball sind. Unser Nationalteam kann wieder gewinnen oder zumindest remis spielen. Die EM geht auch schon in die Zielgerade. Dabei ist auch das Rudel-Zuschauen beliebt geworden in der letzten Zeit, was „public viewing“ heißt. Das hat ein Kärntner Lokalpolitiker falsch verstanden, ist mit seiner Gretl in den Wald gegangen und hat sich beim Sex von einer Wildkamera filmen lassen. Ist wohl ein Langzeit-Opfer der Karawanken-Pädagogik, die der Kärntner Bildungsreferent Uwe Scheuch so auf den Punkt gebracht hat: „A klaane Tetschn is sinnvoll und gut. Wohl!“ Dann sind die Holländer, die „Oranjes“, sang- und klanglos ausgeschieden, ohne Rücktritt der Regierung und Abdankung des Königshauses. Seltsam tolerant, diese Niederländer! Überhaupt keine gute Zeit für die Farbe Orange. Auch die gleichnamige BZÖ-Werbeagentur ist liquidiert worden.

Der Genosse Rotlauf sagt seit Wochen kein böses Wort mehr gegen die Laura Rudas, weil der ihr Dienstwagen auf der Autobahn bei der Fahrt nach Oberösterreich explodiert ist. Und dann hat sie in aller Öffentlichkeit die ÖVP in Schutz genommen, nach dem Rotlauf die höchste Stufe der Demütigung. Seine 1.-Mai-Abzeichen-Sammlung hat er auch nicht weggeschmissen. „Die brauch ich noch als Drohpotenzial“, hat er gesagt. Und wie seine französischen Genossen gewonnen haben, ist er herumgehüpft vor Freude und hat geschrien: „Es geht ja doch!“

Dann hat ein Lesetest an Wiener Schulen gezeigt, dass jedes fünfte Kind nicht richtig lesen kann und wohl auch beim Schreiben Probleme hat. „Die werden dann alle Journalisten oder Layouter!“, hat der Grünlinger vermutet. Und uns erzählt, dass in der ZiB am 17. Juni über die Wahlen in Frankreich und Griechenland berichtet wurde. Und danach kam der Schriftbalken „WAHLDBRÄNDE“ über Feuer in Griechenland ins Bild. Der Brauntresch hat erst nicht gewusst, was da los ist. Dann haben wir es ihm erklärt – und dann sagt er: „Aber Waldheim schreibt man doch auch mit H!“ „Hast recht, Brauntresch“, haben wir gesagt. Und gedacht: Ein Trottel bleibt ein Trottel! Dazu passt die Meldung, dass bei einem Auftritt von der Lady Gaga in Neuseeland ihr ein Tänzer eine Metallstange auf den Kopf geschlagen hat. Die Folge: Gehirnerschütterung. Bei der Metallstange?, haben wir uns gefragt und den Brauntresch angesehen. Und wie das Erdbeben in Italien war, hat er Afrika die Schuld gegeben: „Weil auch die Afrikanische Platte Europa unterwandert!“

Dann hat es geheißt, der KHG will seine Memoiren schreiben. Möglicher Titel: „Jetzt rede ich“, weil das nach „redlich“ klingt. Wir haben uns aber über einen besseren Buchtitel den Kopf zerbrochen. Einige Vorschläge: „Zu schön, um intelligent zu sein“, „Mein Zebra-Anzug von Armani“, „Im weißen Westerl am Wolfgangsee“ oder „Liechtenstein, mon amour“. Einmal jedenfalls ist er schon verurteilt worden. Wenigstens ein guter Anfang! ■■■



Inter-Culture Club
Konzert und Party
für die
Initiative Minderheiten

17. November 2012
 Ost-Klub
 Schwindgasse 1/Schwarzenbergpl. 10
 1040 Wien

Live:
 Maja Osojnik
 EsRaP
 Mika Vember & Martti Winkler
 & Dj's auf 2 floors

Spende 9.-/VVK Jugendinfo 7.-
 höhere Spende willkommen!
 Einlass 20:30h

Konzertbeginn 21:00h
www.initiative.minderheiten.at



Bezahlte Anzeige

SALAM.ORIENT

Musik, Tanz und Poesie aus orientalischen Kulturen

Dienstag, 16. 10. – Samstag, 10. 11. 2012
 in Wien und Graz

www.salam-orient.at

bm:uk  WIEN KULTUR

...und sie singen noch immer!

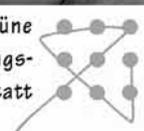
BRUJI

24. August 2012

20:00, Schloß Goldegg

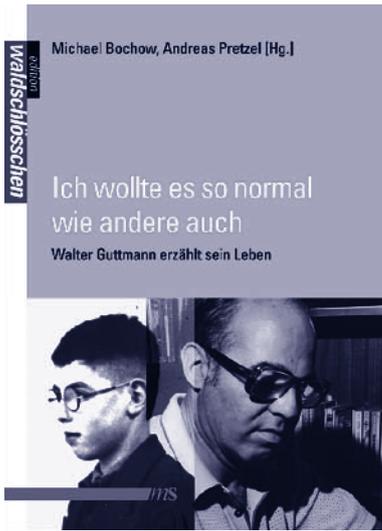


BALIS

die grüne bildungs-werkstatt 
 Sommerakademie

Bezahlte Anzeige

Lebensbericht eines schwulen Juden



Ich wollte es so normal wie andere auch. Walter Guttman erzählt sein Leben.
Hrsg. von Michael Bochow und Andreas Pretzel.
Mit einem Nachwort von Thomas Rahe.
Hamburg: Männerschwarm Verlag 2011.
124 Seiten, EUR 14,-
ISBN: 978-3-86300-102-5

Der Lebensbericht von Walter Guttman, den der Historiker Andreas Pretzel aus den Interviews des Soziologen Michael Bochow mit dem Zeitzeugen erarbeitet hat, ist ein wichtiges Zeugnis über das schwule Leben im Nationalsozialismus. Mit einem Nachwort von Thomas Rahe, dem wissenschaftlichen Leiter der Gedenkstätte Bergen-Belsen.

Walter Siegfried Guttman wurde 1928 in Duisburg geboren. Seine Eltern waren jüdisch, doch sein Vater hatte eine sehr nationale Gesinnung wie auch der zweite Vorname deutlich zeigt. Drei Jahre später kam sein Bruder Alfred zur Welt. Sie wuchsen in einem vorwiegend jüdischen Umfeld auf.

Die Mutter starb im Jahr 1937, worauf sich der Vater erneut verlobte. Zur Hochzeit mit der „zweiten Mutter“ kam es allerdings nicht mehr, da der Vater nach der Reichspogromnacht 1938 von den Nazis verhaftet und in die Konzentrationslager Dachau, Sachsenhausen und Buchenwald geschickt wurde. Nach einer Blutvergiftung wurde dieser aber wieder entlassen und nach Duisburg geschickt, wo er an den Folgen der Krankheit starb.

Mit einem Kindertransport kamen die beiden Buben 1939 nach Holland und lebten dort nach einem Aufenthalt in einem Waisenhaus in verschiedenen Pflegefamilien. Seine Sexualität entdeckte Walter Guttman schon früh, er hatte eine sexuelle Beziehung mit seinem Pflegebruder Paul.

Mit der Zeit wurden auch in Holland Vorschriften und Verbote für Juden und Jüdinnen durchgesetzt. 1940 wurde Guttman nach Amsterdam gebracht, wo er sich einige Zeit verstecken konnte, doch 1943 wurde er abgeholt und gelangte über das Durchgangslager Westerbork nach Bergen-Belsen. Sein Bruder Alfred wurde nach Auschwitz deportiert und ermordet.

Detailliert beschreibt Walter Guttman die katastrophalen

Lebensverhältnisse im Lager – Essensrationierung, Läusebefall und zunehmende Überfüllung.

Als die Alliierten immer näher rückten, sollten sie nach Theresienstadt deportiert werden, doch Guttman befand sich im sogenannten „verlorenen Zug“, dessen Überlebende von Sowjetsoldaten befreit wurden. Nach der Befreiung erkrankte Guttman in mehreren Schüben an Tuberkulose. Er kehrte zunächst nach Holland zurück, wo er sich der zionistischen Jugendbewegung anschloss, und ging 1959 nach Israel. Heute lebt der 84jährige in einem niederländisch-israelischen Altenheim in der Nähe Tel Avivs.

„Ich wollte es so normal wie andere auch“ ist ein sehr offener und berührender Lebensbericht.

Petra M. Springer



BAN MARRIAGE! Ambivalenzen der Normalisierung aus queer-feministischer Perspektive.
Von Sushila Mesquita.
Wien: Zaglossus 2011.
304 Seiten, EUR 17,95
ISBN 978-3-9502922-5-1

Verheiratet und am Ziel?

Die erste eingetragene Partnerschaft für gleichgeschlechtliche Paare erfolgte 1989 in Dänemark und ist mittlerweile europäischer Standard. Die Öffnung der Ehe für sie ist neueren Datums (zuerst 2011 in den Niederlanden), befindet sich aber ebenfalls im Vormarsch. Ein Zeichen dafür, dass unsere Gesellschaften zunehmend liberaler werden? Gilt es nur mehr, die Alpenrepublik unter Druck zu setzen, damit endlich auch hierzulande – nach Einführung der „Verpartnerung“ im Jahre 2010 – die Ehe gleichgeschlechtlichen Paaren offensteht?

Der politischen Mehrdeutigkeit, die rechtlicher Integration inneohnt, spürt die vorliegende Publikation von Sushila Mesquita nach. Am europäischen und nordamerikanischen Beispiel der Sondergesetze und der Öffnung des Eherechts für lesbische und schwule Paare befasst sich die Autorin mit dem Prozess der Normalisierung, der in Bezug auf diese Gruppen augenscheinlich im Gange ist.

Ohne die Bedeutung der rechtlichen Anerkennung für soziale Bewegungen und Gruppen in Frage zu stellen, verweist Mesquita auf die problematischen Konsequenzen von Normalisierung: Einerseits die Anpassung an heteronormative Strukturen, welche ihrerseits durch die Gleichstellung von Lesben und

Schwulen als besondere Gruppe („hierarchisch differenzierte Integration“) bestätigt und naturalisiert werden. Die nachgerade zeremonielle Öffnung der Ehe ist ja die optimale Ermahnung an deren hohe Stellung. Andererseits zieht ein solcher Einschluss neue Ausschlüsse nach sich: Nicht nur andere Beziehungsformen als Ehe werden nun abgewertet, sondern auch die ethnisch und kulturell Anderen: Die soziale Akzeptanz von Lesben und Schwulen wird – wie bei Gleichstellung von Frauen und Männern – zum Distinktionsmerkmal der Zivilisation, zu einer Identität, die „uns“ von „denen dort“ unterscheidet.

Obwohl als philosophische Dissertation verfasst, fehlt dem Buch jede Art von Schwulst grauer Literatur. Der Autorin gelingt

eine klare Zusammenfassung der Theoriedebatten, die in den letzten zwei Jahrzehnten innerhalb bzw. zwischen feministischen und queeren Forschungsrichtungen geführt wurden. Sie kann auch ihre eigene „queer-feministische“ Position überzeugend darlegen. Einen unschätzbaren Wert für weitere politische Debatten stellt zudem die umfassende Untersuchung rechtlicher Regelungen zum Thema. Einziger Wermutstropfen bleibt für den Rezensenten die Frage, ob ein Verzicht auf das letzte Kapitel mit den Strategievorschlägen „queer-feministischer Familienformalpolitiken“ der kritischen Tonart dieses sehr empfehlenswerten Buches nicht eher entsprochen hätte.

Hakan Gürses

Nach einer wahren Begebenheit...

Als ich von dem Buch „Ali und Ramazan“ zum ersten Mal hörte, wollte ich es unbedingt lesen. Nachdem mir aber gesagt wurde, wie berührend es sei, brachte ich in Erfahrung wie die Geschichte ausgeht. „Oh nein, nicht schon wieder ein Buch über Queers mit so einem Ende“, dachte ich. Sofort kam mir die Unzahl an Filmen in Erinnerung, in denen Queers leiden, pervers und/oder kriminell sind und am Ende garantiert – am besten besonders quälend – sterben.

„Hoffentlich nicht“, dachte ich mir, und blieb trotzdem bei meinem Rezensionswunsch – war es die Neugier? War es die E-Mail-Empfehlung? Egal warum, ich war neugierig und gespannt: Hält das Buch trotz dem Ende, was andere versprechen? Kann es mich trotzdem überzeugen?

Ich beginne zaghaft mit den ersten Seiten. Und gleich auf der ersten Seite Fließtext stocke ich: Folter, Tod – und wie darüber in den Medien berichtet wird. „Gut, ich war ja vorgewarnt“, denke ich mir, und lese weiter.

Das Buch bringt mich zu Ali und Ramazan nach Istanbul, als Ali in ein Waisenhaus kommt. Ramazan ist schon länger dort. Sie spielen Murmeln, essen, trinken, schlafen, reißen derbe

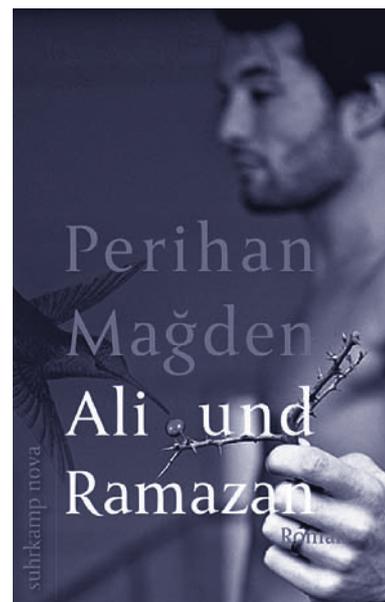
Sprüche und leben ihren Alltag. Und bereits auf Seite 18 knicke ich das erste Mal das Blatt um wegen einem unschlagbar schönen Satz. Weiter geht's in der Geschichte von Ramazan und Ali, die zwei Waisenjungen, die sich ineinander verlieben und den Unbillen der Welt trotzen, so gut sie können. Auf ihre je unterschiedliche Art und Weise – mal gemeinsam, mal allein. Sie kommen zum Militär und werden danach in die Welt der „Ausgestoßenen“ ausgespuckt.

Ich bin hin- und hergerissen, mal schrecke ich vor homophoben und rassistischen Sägern der Darsteller_innen zurück, dann bin ich wieder fasziniert von der Liebe, die Ali und Ramazan verbindet und wie einzigartig sie beschrieben ist. Mal bin ich angeekelt vom Direktor des

Waisenhauses, dann lebe ich wieder mit den Träumen und Visionen von Ramazan mit. Ich kämpfe mit ihnen, ich weine mit ihnen, ich träume mit ihnen, ich ... bin mittendrin im Roman und vollends gepackt. Bis zum Schluss, der nicht schön ist – kein Happy End – aber ich war ja vorgewarnt.

Perihan Mağden schreibt – zumindest in der deutschen Übersetzung von Johannes Neuner – schonungslos poetisch die Geschichte einer (schwulen) Liebe mit all ihren Hoffnungen, Rückschlägen und Träumen mitten in einer brutalen Welt.

Persson Perry Baumgartinger



Ali und Ramazan.
Von Perihan Mağden.
Aus dem Türkischen von Johannes Neuner.
Berlin: Suhrkamp 2011.
191 Seiten, EUR 13,95
ISBN: 3518462865

Die großen Fragen

Himmel und Hölle heißt das aus einem Blatt Papier kunstvoll gefaltete Kinderspiel. Wie dieses Spiel mit leichtem Variieren der Fingerstellung einmal die blaue, gleich darauf die rote Fläche präsentiert, so gleiten Suzana Tratniks 13 Geschichten – mühelos und elegant – zwischen der an Rätseln und Wundern reichen Erlebnisweise eines Kindes und der reifen Formulierungsgabe der erwachsenen Erzählerin hin und her.

Ausnahmslos sind Kinder die Hauptpersonen in den Geschichten der slowenischen Autorin Suzana Tratnik. Ihre Wahrnehmung der Welt steht im Mittelpunkt. Der Himmel hat in einigen Erzählungen einen Ehrenplatz. Das Leben und der Tod sind die großen, alles andere an Bedeutung überragenden Themen. Da ist die Oma, die schon zu Lebzeiten nicht zu viel beten will, um nicht in den Himmel zu kommen, weil es dort sehr langweilig ist.

Oder die Titelstory, wo das Kind dabei ist, wie eine Tante, jung verstorben, zum Farbenspiel der Lichtsignale des laufenden Fernsehers von den Frauen der Familie gewaschen und bekleidet wird; ausgerechnet jene Tante, die alle beneideten, weil sie als erste in der weitverzweigten Verwandtschaft Farbferscher hatte.

Mord, Selbstmord, Krankheit, Siechtum, Armut, soziale Ausgrenzung, physische Gewalt unter Jugendlichen. Das alles kommt zentral in den Geschichten vor. Und nie geht es darum, diese unangenehmen Seiten des Lebens (alt-)klug zu „verstehen“, sondern sie mit Hilfe von viel kindlicher Phantasie zu erfahren.

Die Autorin baut ihre subtil ausgearbeiteten Storys auf einer offenkundig ungewöhnlich guten Erinnerungsfähigkeit an psychische und kognitive Prozesse im Kindesalter auf. Ob und wie weit darin „der Alltag in (Ex-)Jugoslawien“ geschildert ist, wie im Klappentext erwähnt, bleibt der Leserin/dem Leser zur Beurteilung überlassen. Auf jeden Fall ist die Zeit der 1960er bis frühen 1970er Jahre so authentisch be-

schrieben, dass ich darin weniger einen Unterschied zwischen Slowenien hier und Österreich da empfind, sondern vielmehr das Gemeinsame der gleichen Generationen.

Übersetzt sind Tratniks Geschichten in ein wohlthuend österreichisches Deutsch. Dieses kommt in subtilen Nuancen der Wortwahl zum Ausdruck und dient der möglichst authentischen Übertragung von Atmosphäre und geistiger Bilderwelt.

Für die titelgebende Erzählung erhielt Suzana Tratnik übrigens den renommierten Preseren-Literaturpreis.

Helga Pankratz



Farbferseren und sterben.
Erzählungen. Von Suzana Tratnik.
Aus dem Slowenischen von Andrej Leben.
Wien: Zaglossus Verlag 2011.
154 Seiten, EUR 12,95
ISBN 978-3-9502922-3-7

stimme 84 »

Zeitschrift der Initiative Minderheiten

Zeit zu handeln

EU-Rahmenstrategie zur Roma-Inklusion

Im April 2011 beschloss die Europäische Kommission eine Rahmenstrategie zur Verbesserung der Lage von rund zehn bis zwölf Millionen in Europa lebenden Roma. Die EU-Mitgliedstaaten wurden verpflichtet, jeweils eine nationale Roma-Strategie vorzulegen, in der sie darlegen, wie sie die vorgeschlagenen Ziele erreichen werden. Die Ziele zur Inklusion der Roma sollen vier Kernbereiche abdecken: Bildung, Beschäftigung, Gesundheitsversorgung und Wohnverhältnisse. Ausdrücklich erwünscht ist die aktive Einbeziehung der Roma-Organisationen.

In der nächsten Stimme-Ausgabe werden wir der Frage nachgehen, was seither in den Mitgliedsstaaten – insbesondere in Österreich – als Reaktion auf die EU-Rahmenstrategie geschehen ist.



stimme *Abonnieren!*

Zeitschrift der Initiative Minderheiten

Die **stimme** erscheint seit 1991 als einzige minderheitenübergreifende Zeitschrift in Österreich. Seit über 20 Jahren informieren wir über die Anliegen und Forderungen der minorisierten Gruppen, diskutieren die Entwicklungen in der Minderheitenpolitik und treten für die Bildung von minoritären Allianzen ein.

Die **stimme** wird regelmäßig an rund 4000 Personen und Einrichtungen versandt. Knapp 200 davon sind zahlende AbonnentInnen.

Ein **stimme**-Jahresabo kostet nur 20 Euro. Als Mitglied der Initiative Minderheiten bekommen Sie die **stimme** kostenlos.

Abonnieren Sie die **stimme** – schicken Sie uns ein E-Mail an: office@initiative.minderheiten.at

Auf ein Wiederlesen!

Ich möchte ein **stimme**-Jahres-Abo bestellen

Ich möchte Mitglied der Initiative Minderheiten werden

Ich möchte ein **stimme**-Zweijahres-Abo bestellen

Ich möchte förderndes Mitglied der Initiative Minderheiten werden

Vorname(n):

Nachname(n):

Adresse:

E-Mail:

Jahresabonnement (vier Hefte) inkl. Versand:

Inland EUR 20,- | Ausland EUR 30,-

Zweijahresabonnement: Inland EUR 38,-

Ausland EUR 58,- | Mitgliedschaft: EUR 25,-

Fördernde Mitgliedschaft: ab EUR 100,-

Aboverwaltung: Kai Kovrigar

Tel. & Fax: (+43 1) 9669001

abo@initiative.minderheiten.at

www.initiative.minderheiten.at

www.zeitschrift-stimme.at



ICH BIN GEGEN
DAS WORT ZIGEUNER



» nächste **stimme** erscheint im Oktober 2012

Erscheinungsort: Innsbruck | Verlagspostamt: 6020 Innsbruck | P.b. Bürgerinitiative Demokratisch Leben/Stimme-Nr. 83 | Aufgabepostamt: 1239 Wien | Zulassungsnummer: GZ 02Z031717 SJ
Österreichische Post AG/Sponsoring Post | Rücksendeadresse: Initiative Minderheiten, Gumpendorferstraße 15/13, 1060 Wien |

bmwfi
Bundesministerium für
Wirtschaft, Familie und Jugend

bm:uk

**WIEN
KULTUR**

**kultur
burgenland**

tirol
Unser Land